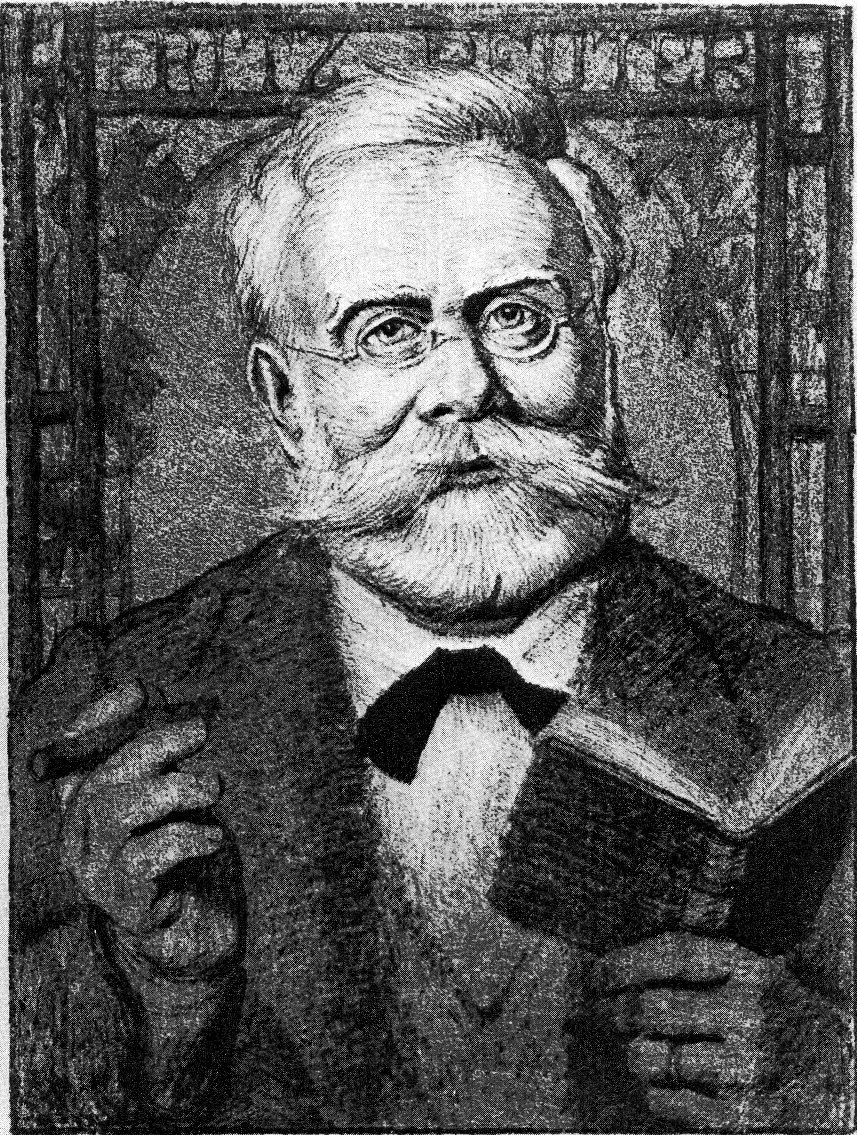


INHALT

Zum 175. Geburtstag von Fritz Reuter / <i>Hans-Joachim Griepahn</i>	7
Anmerkung zu einer alten Chronik der Stadt Waren, 2. Teil / <i>Hans-Joachim Deppe</i>	9
Das 13. Treffen der „Caroliner“ in Marburg vom 6. bis 8. September 1985.	53
Dominus de me cogitat	54
Predigt im Hohen Chor der Elisabeth Kirche zu Marburg für die Caroliner / <i>Probst a. D. Hans Schlie</i>	55
Immanuel Kant, Werdegang und Erbe / <i>Oththrich Müller-Ramelsloh</i>	59
Der Alte in Warnemünde / <i>Fritz Fillies</i>	63
Brief Fritz Reuters an Otto Graf von Bismarck	66
„Müritzhof“ / <i>Hanning Deppe</i>	67
Gedicht von Fritz Reuter „Wat sick de Kauhstall vertell“	72
„Die Mews-Linie“ / <i>Hans-Günther Wentzel</i>	73
Das Dionysische in Nietzsches Schrift: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik / <i>Rudolf Wildberg</i>	91
Fritz Reuter im Westen / <i>Hans-Joachim Griepahn</i>	95
Buchbesprechungen	96

Die Veröffentlichung des Fritz-Reuter-Porträts auf Seite 3 erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Bayrischen Staatsbibliothek, München, Handschriftenabteilung.



MÜNSTERSTEINZEICHNUNG · KARL BAUER.

FA. ACKERMANN'S KUNSTVERLAG, MÜNCHEN.
N. 2655

Leitz Richter.

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 15,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

für den Hauptteil Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder
3109 Wietze / Wieckenberg, Stechinellstraße 11
Ruf 0 51 46 / 84 74

für die Vermischten Beiträge Ingenieur Michel Wolfgang Ludwig
2407 Bad Schwartau, Lindenstraße 64 c
Ruf 04 51 / 2 58 40

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co – Druckhaus Göttingen

Zum 175. Geburtstag von Fritz Reuter

Hans-Joachim Griepahn

Fritz Reuter wird am 7. November 1810 als Sohn des Bürgermeisters und Stadtrichters im Rathaus von Stavenhagen geboren. 1824 kommt Reuter in Friedland aufs Gymnasium, wo er unter den Lehrern auf Karl Horn trifft, einen Mitbegründer und einen der ersten Sprecher der Burschenschaft in Jena. Nach dem Abitur in Parchim im Jahr 1831 studiert Reuter nach dem Willen seines Vaters in Rostock und Jena Jura. Reuter selbst wäre lieber Maler geworden. In Jena schließt sich Reuter den Schwarz-Rot-Gold tragenden Germanen an, zieht die feuchtfrohliche Geselligkeit („Bier-Reuter“) jedoch den revolutionären Burschenschafts-Aktivitäten für ein freies und einheitliches Deutschland bei weitem vor. Nach dem studentischen Sturm auf die Frankfurter Polizei-Hauptwache am 3. Mai 1833, an dem auch Jenenser Germanen beteiligt sind, gerät der aus der Burschenschaft inzwischen ausgetretene Reuter dennoch in die einsetzende Demagogenverfolgung und wird am 31. Oktober 1833 auf der Durchreise in Berlin verhaftet. Damit beginnt eine siebenjährige Leidenszeit hinter den Gittern der Berliner Hausvogtei und auf den preußischen Festungen Silberberg in Schlesien, Groß Glogau an der Oder, Magdeburg und Graudenz an der Weichsel. Im Juni 1839 übergeben die Preußen Reuter an Mecklenburg. Nach einem weiteren Jahr auf der Festung Dömitz erlangt Reuter im August 1840 schließlich die Freiheit.

Reuter, inzwischen fast 30 Jahre alt, fühlt sich „zum Sterben müde und erschöpft“, ist ohne Beruf und Ziel. Die Wiederaufnahme des Studiums mißlingt. Reuter versucht sich als Volontär der Landwirtschaft („Strom“) und scheitert 1845 auch darin. Der „Versager“ ist bis 1850 ohne festen Wohnsitz, pendelt zwischen Thalberg und Stavenhagen, unterhält die Kinder von Freunden und Bekannten, pflegt seine alte Lieblingsbeschäftigung, das Zeichnen und Malen, und schreibt anonym veröffentlichte Adelssatiren. Ersten Halt findet Reuter 1847 durch seine Verlobung mit der couragierten Pfarrerstochter Luise Kuntze. 1850 läßt sich der von den Preußen Verfolgte als Privatlehrer im preußischen Treptow an der Tollense, an der Grenze zu Mecklenburg, nieder. „Ick treckte den Schaulmeister sinen Rock an, un was hei ok eng, so höll hei mi doch Wind un Weder von’n Liw“, schreibt Reuter später in einem seiner Bücher.

Luise Kuntze, die Reuter 1851 heiratete, hielt ihren Fritz zum Schreiben an. In Treptow (bis 1856), in Neubrandenburg (bis 1863) und in Eisenach erlebt Reuter ungeahnte schriftstellerische Erfolge:

- 1853 erscheint im Selbstverlag sein Erstling „Läuschen un Rimels“, Gedichte zur deftigen Unterhaltung und derben Belustigung.
- 1855 erscheint eine weitere Versdichtung „De Reis’ nah Bellingen“. Reuter verulkt stadtfahrende Bauern in komischen Situationen.
- 1857 zieht Reuter mit seiner Verserzählung „Kein Hüsung“, in der er die rückständigen mecklenburgischen Verhältnisse, Tagelöhnernot und Gutsherrenwillkür anprangert, scharfe konservative Kritik auf sich, hält das Buch aber „entschieden für mein bestes“.
- 1859 findet Reuter mit seiner humoristischen Erzählung „Ut de Franzosentid“ weit über den norddeutschen Raum hinaus Aufmerksamkeit. Trickreich und bauernschlau läßt er die Einwohner der Ackerbürgerstadt Stavenhagen die napoleonische Besetzung von 1813 meistern.

- 1860 liefert Reuter mit »Hanne Nüte un de lütte Pudel« ein idyllisches Gegenstück zu »Kein Hüsung« und schildert »die Liebe zweier einfacher Naturkinder in heiteren, aus unserem Dorfleben gegriffenen Bildern«.
- 1862 verarbeitet Reuter in »Ut mine Festungstid« seine Gefangenschaft. Der bittere Schmerz erscheint durch Scherz und Laune abgemildert. Reuter bekennt, wie einer Demokrat werden kann: »As wi inspunnt würden, wiren wi't nich, as wi rute kemen, wiren wi't all«.
- 1862 bis 1864 erreicht Reuter mit drei Bänden »Ut mine Stromtid« den Höhepunkt seines Schaffens. Dieses pralle Gemälde norddeutschen Volks- und Landlebens aus der Zeit von 1830 bis 1850 macht den Mecklenburger endgültig zu einer literarischen Berühmtheit. Die Auflagen seiner Werke übertreffen in manchen Jahren die aller deutschen Klassiker zusammengenommen. Seine Bücher erscheinen nach und nach in nahezu allen europäischen Sprachen.
- 1866 und 1868 erweist sich Reuter mit seinen beiden Büchern »Dörchläuchting« und »De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti oder De Reis' nah Konstantinopel« als »ausgeschrieben«. Einsichtsvoll schreibt er seinem Verleger Hinstorff in Rostock: »Mit Ehren abtreten, nicht mehr pfeifen, wenn es mit dem Singen vorbei. Es ist eine schöne Genugtuung, zurückzutreten, wenn man noch begehrt wird.«

Der Dorfgeschichtenerzähler Reuter hat ganz ohne Zweifel die Realismusliteratur des 19. Jahrhunderts entscheidend geprägt. Reuter war ein außerordentlich begabter Beobachter und hat als dichterischer Miniaturmaler komische Äußerlichkeiten und die innere Komik des mecklenburgischen Stadt- und Landvolks seiner Zeit literarisch verarbeitet und bewahrt. Reuters Mecklenburg war reich an originellen, frischen, urgemütlichen und schrulligen Typen. Reuter konnte in seinem Lande aus dem Vollen schöpfen.

Der Mann, der 1839 bei seiner Abschiebung aus preußischer Haft an der Grenze erleichtert »Adjüs ok, Preußen« rief, machte später seinen Frieden mit Berlin. Dem Reichseiniger Bismarck schrieb er beglückt: »Es treibt mich, Ew. Exzellenz als dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen meines gereiften Alters . . . verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutschlands, meinen tiefgefühlten Dank zu sagen.« Fürst Bismarck wiederum nannte Reuter, der 1832 in Jena »Fürsten zum Land hinaus« gesungen hatte, »einen auserwählten Volksdichter«.

Das Urteil des preußischen Kammergerichts vom 4. August 1836 gegen 204 Burschenschaftler, darunter Reuter, gilt längst als dunkle Stunde deutscher Rechtsprechung. Ernst Rudolf Huber schreibt in seiner »Deutschen Verfassungsgeschichte« von 1975: »Bei solchem Mißbrauch der Gerichtsgewalt wird das Strafurteil aus einem Mittel der Abschreckung zu einem Mittel des Schreckens. Es dient nicht mehr der Prävention, was einer seiner legitimen Zwecke ist, sondern dem Terror; in solcher Erniedrigung gibt die Justiz sich selber preis.« Obwohl ihm der berüchtigte Vernehmungsbeamte Dambach schon in der Untersuchungshaft bescheinigte, kein »Anhänger staatsverderblicher Lehren« zu sein, wurde Reuter zunächst mit der Todesstrafe durch das Beil belegt und dann zu 30 Jahren Festungshaft begnadigt. Zudem: Reuter war weder preußischer Staatsangehöriger, noch hatte er seine vermeintlichen Straftaten auf preußischem Boden begangen. Trotzdem lehnte Preußen seine Auslieferung nach Mecklenburg fürs erste ab. In der Heimat wäre Reuter für die Zugehörigkeit zur Burschenschaft allenfalls für wenige Monate festgesetzt worden.

In der Bundesrepublik Deutschland pflegt die vor 25 Jahren in Lübeck gegründete Fritz-Reuter-Gesellschaft e.V. das literarische Dichtererbe. In der DDR erinnern vier Museen und Gedenkstätten an Leben, Werk und Wirkung des bürgerlichen Humoristen: das Heimatmuseum Dömitz, das Fritz-Reuter-Museum Eisenach, die Fritz-Reuter-Gedenkstätte Neubrandenburg und das Fritz-Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen.

Offizieller Begleittext für die Reuter-Marke des Bundespostministerium von Hans-Joachim Griefhan, Bonn, Vizepräsident der Fritz-Reuter-Gesellschaft

Anmerkungen zu einer alten Chronik der Stadt Waren

2. Teil

von Hans-Joachim Deppe

Lindenhorst: Das Dorf Lehmhorst trug früher anscheinend den Namen „Lindenhorst“ oder „Linnenhorst“, wie es aus einer schwedischen Kriegskarte vom Jahre 1648 hervorgeht. Der Name leitete sich ab vom niederdeutschen „Lin“ (= Leinen) (124) (Vgl. Abb. 10 Krigsarkivet Stockholm).

Lohmühle: Die alte Lohmühle lag auf dem Stüdekämpen vor dem Neuen Thor. Sie brannte im Jahre 1800 ab. Die Mühle wurde seinerzeit noch von Pferden betrieben. Später stand hier eine Windmühle.

Lucie-See (Flurkarte Nr. 117): Auf der Flurkarte von Balsleben an der Vielister Scheide eingezeichnet. Im 19. Jh. nicht mehr nachweisbar.

Lübow: Der Name des untergegangenen Dorfes leitete sich offensichtlich ab vom slawischen „luby“ (= lieb, lieblich) (125). Das Dorf Lübow oder Lubow bei Schwarzenhof (126) muß bereits im 14. Jahrhundert wüst gewesen sein, da es 1274 nicht mehr aufgeführt wurde (vg. MUB 1342). Nur der Lubow am Wohld erinnerte später noch an das Dorf. Es gab auch ein Dorf Lübow (Lauban) bei Drewitz (1398 gewähnt, 1558 wüst). Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auf das „Lübow-Holz“ bei Parchim (D.V.K.). Auf der Karte von Wiebeking (Blatt Nr. 32) finden sich noch die Flurnamen „Lübow-See“ und „Lübow-Bruch“. Die Dorfstelle am Hohlbaumsee bei Speck betraf offensichtlich das ehemalige Dorf Paletze.

Magnuskamp (Flurkarte Nr. 118): Vielleicht war dies ein personenbezogener Flurname. Ein Christian Magnus ist in der Liste der Pertinenzzinhaber 1726 unter der Nummer 165 verzeichnet. Der Kamp lag an der Vielister Scheide und wurde um 1800 mit Eichen aufgeforstet.

Melzer See: Die Ableitung des Flurnamens rührt vom einstigen Dorf Melz (Melist, Melitz) her. Es wurde 1284 erstmalig urkundlich genannt (MUB 1752) und muß nach 1379 wüst geworden sein (MUB 11193). Die Deutung des Namens Melz bereitet Schwierigkeiten. Kühnel (127) leitete ihn ab von „meli“ (= Untiefe, seichte Stelle). Wahrscheinlicher ist jedoch eine Ableitung vom slawischen „Mlin“ (= Mühle) (128). Ferner käme noch in Betracht das slawische „Meltra“ (= Mulde). Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Hinweis von Wossidlo (129), wonach die Sage von einem unterirdischen Gang vom Melzer zum Torgelower See berichtet (!).

Menzel-Schlit-Cämpe (Flurkarte Nr. 119): Wahrscheinlich personenbezogener Flurname für einen Kamp bei den Seeblänken (Karte Balsleben).

Mewenbruch (Flurkarte Nr. 120/121): Es gab das „Große-“ (120) und das „Kleine Mewenbruch“ (121). Der Name deutet auf frühere Lachmöwenkolonien hin, die bei geringfügig höherem Wasserstand in früheren Zeiten hier gute Brutmöglichkeiten vorgefunden haben müssen. Ähnlich gab es ein „Groot-Mewen-Moor“ bei Roetz (D.V.K.). Auch das „Mewen-Mohr“ und das „Mewenbruch“ am Priesterholz bei Gotthun werden ihre Flurnamen von einstigen Möwenkolonien erhalten haben. Am „Mewenbruch“ bei Waren angrenzend gab es die „Mewen-Cämpe“ (Balsleben 1726).

Meyer-Kamp (Flurkarte Nr. 122): Dieser Kamp lag im „Alten Falkenhagen“ (Chronik p. 26). Mit Sicherheit ein personenbezogener Flurname.

Meyerei: Die Stadt legte im 18. Jahrhundert die Alte Meierei (Alt-Falkenhagen) und die Neue Meierei (Neu-Falkenhagen) als städtische Kämmereigüter an (vgl. Alt- und Neu-Falkenhagen).

Mittelschlag: Es war der zentrale Schlag in der Dreifelderwirtschaft. Dazu gehörten stets ein Ober- und Unterschlag, oder ein Wester- und Osterschlag bzw. ein Erster- und Letzter Schlag (130). Das Rodungsgebiet vor dem Alten Thor, die sogenannte „Rühmte“ (= Räume) wurde ursprünglich in Erster-, Mittel- und Letzter Schlag eingeteilt.

Morgen (Flurkarte Nr. 123): Hierunter verstand man zunächst ein besonderes Flächenmaß (131). Ursprünglich war es soviel Land, wie man an einem Tag mit einem Paar Pferden oder Ochsen pflügen konnte. Der mecklenburgische Morgen umfaßte 20,016 ar (132). Später wurde dieser Flurname als Bezeichnung für die Breite eines Feldes benutzt (133). Im Prinzip war der Morgen ein Teil der Hufe. Der Flurname war in Mecklenburg weit verbreitet. Auf der Warener Feldmark wurde damit ein Ackerstück an der Torgelower Scheide bezeichnet.

Moorsee („Muurse“): Der See gehörte im 18. Jahrhundert zum Gut Kargow. Offenbar waren die Besitzverhältnisse umstritten. Einer großherzoglichen Kommission gelang es 1710 nicht, eine Klärung herbeizuführen. Wahrscheinlich gehörte der See im Mittelalter der Stadt. Wann er in den Besitz des Gutes Kargow gelangte, ist nicht bekannt. 1818 kaufte die Stadt den See zurück.

Mönchbruch („Mönkenbrauk“) (Flurkarte Nr. 124): Die Herkunft dieses Flurnamens in den Seebänken ist unklar. Vermutlich lag im Mittelalter geistlicher Besitz vor, möglicherweise Klosterbesitz. In Betracht kommt das Kloster Broda, das Besitz im Lande „Zlone“ aufwies oder ein anderes Kloster, das an den Rodungsarbeiten beteiligt war. Bei Wildkuhl gab es ebenfalls ein „Mönchbruch“ (D.V.K.).

Mudde (Flurkarte Nr. 125): Typisch niederdeutscher Ausdruck für ein anmooriges Wiesengelände am Müritzufer (vgl. Muureck, Muurecken) (134). Asmus führte eine „Muttewiese“ bei Teterow an. Die Mudde zog sich vom Teschenberg bis nach Kamerun hin.

Muurecken (Flurkarte Nr. 126): Flurname für ein vernäßtes Wiesengelände bei „Kamerun“. Die spätere Bezeichnung „Majorseck“ leitete sich vermutlich ab von „Muurseck“ – „Moorseck“ zu „Majorseck“.

Mühlenberg („Moehlenberg“) (Flurkarte Nr. 127): Es existierten mindestens drei Mühlenberge vor den Toren der Stadt. Der Mühlenkämpen am Stüde auf dem Gebiet des heutigen Friedhofes, der Papenberg und der heutige Mühlenberg trugen einst Windmühlen. Die Bezeichnung ist offensichtlich sehr alt. Bereits 1395 und 1399 sprach man vom „Mons Ventimole“ (MUB 12893, 13441). Im Jahre 1400 hieß es dann bereits „Mohlenberch“ (MUB 13566). Im 18. Jahrhundert existierten noch 8 Windmühlen an der Peripherie der Stadt, davon auf dem Mühlenberg allein drei Mühlen, auf dem Papenberg und dem Stüde je zwei Mühlen. 1633 gab es 4 Windmühlen, eine Rats- und eine Kirchenökonomiemühle. Ferner werden von zwei weiteren Mühlen die Namen der Müller mitgeteilt („Hans Korpkow“ und „Ernst Krüger“). Dem Letztgenannten gehörte anscheinend die „Wischmoehle“.

Mühlenkämpen (Flurkarte Nr. 128/129): Ein Mühlenkamp lag vor dem Neuen Thor (Nr. 129). Sein Name stand offenbar in Verbindung mit den dort bis ins 18. Jahrhundert betriebenen Windmühlen, von denen eine Mühle noch bei Anlage des neuen Friedhofes 1781 in Betrieb war. Ein weiterer Mühlenkamp (Nr. 128) lag vor dem Alten Thor am sogenannten Tween-Soll bei Kamerun.

Mühlenschreiber-Wohnung: Diese Wohnung vor dem Alten Thor stand wahrscheinlich in Zusammenhang mit der „Wischmoehle“ an der Beke, die vielleicht nicht bewohnt war.



Abb. 21: Müritzufer zwischen „Schnakenburg“ und „Müritzhof“ um 1930 (Foto P. Boldt)

Mühlenteich (Flurkarte Nr. 130): Dieser Teich war auf der Flurkarte von Balsleben in der Falkenhäger Wiese eingezeichnet. Hier lag noch 1726 die Walkmühle, der Rest des einstigen alten Dorfes Falkenhagen (Valkenhagen). Ein Mühlenteich befand sich auch bei der Sandmühle vor Eldenburg.

Müritzhof (Flurkarte Nr 131): Um 1840 errichteter städtischer Pachthof am Ostufer der Müritz. Der Hof lag am südlichen Ende des Hinnenfeldes. Auf dem durch die Regulierungsarbeiten von 1794 bis 1832 trockengefallenen Vorland wurden Koppeln mit etwa 300 Kühen Besatz eingerichtet. Bis 1814 trieb man das Vieh in die Wohld. Im Jahre 1814 wurde auf dem südlichen Hinnenfeld am Rederang zusätzlich eine Fohlenkoppel geschaffen (Abb. 21).

Müritz: Der Name leitete sich wahrscheinlich direkt ab vom slawischen „morcze“ (= Kleines Meer) (135). Der Flurname muß bereits sehr alt sein. Schon im Jahre 1150 wurde der Stamm der „Müritzer“ (Moric) erwähnt (MUB 52). 1171 hieß der See „Muriz“ oder „Moriz“ (MUB 100). Spätere Schreibweisen waren 1178, 1186, 1273, 1274 „Muriz“ (MUB 124, 141, 1284, 1342); 1306, 1648 „Muritz“ (MUB 3071, Krigsarkivet Stockholm, Karte) und 1726 „Möritz“ oder „Möhritz“ (Flurkarte Balsleben).

Müritzpforte: Späterer Name für das Specker Tor (18. Jahrhundert).

Nebenzöllnerhaus (Flurkarte Nr. 132): Das Haus lag an der Warener Scheide zwischen Pansenhagen und Schönau. Es wurde 1786 errichtet und gehörte zur Alten Meierei (Alt-Falkenhagen). Wahrscheinlich diente es der Erhebung von Wegezöllen.

Nesselberg („Nettelberg“) (Flurkarte Nr. 133): Bei diesem Flurnamen ergeben sich bei der Deutung einige Schwierigkeiten. Wahrscheinlich liegt eine niederdeutsche Korruption eines slawischen Namens vor. In „Nettel-“ könnte das slawische „Netze-“ oder „Nedze-“ (= Brand, Mord) und in „-barg“ das slawische „-bog“ (= Gott) enthalten sein. Möglicherweise befand sich auf dem Nesselberg eine slawische Kultstätte oder zumindest

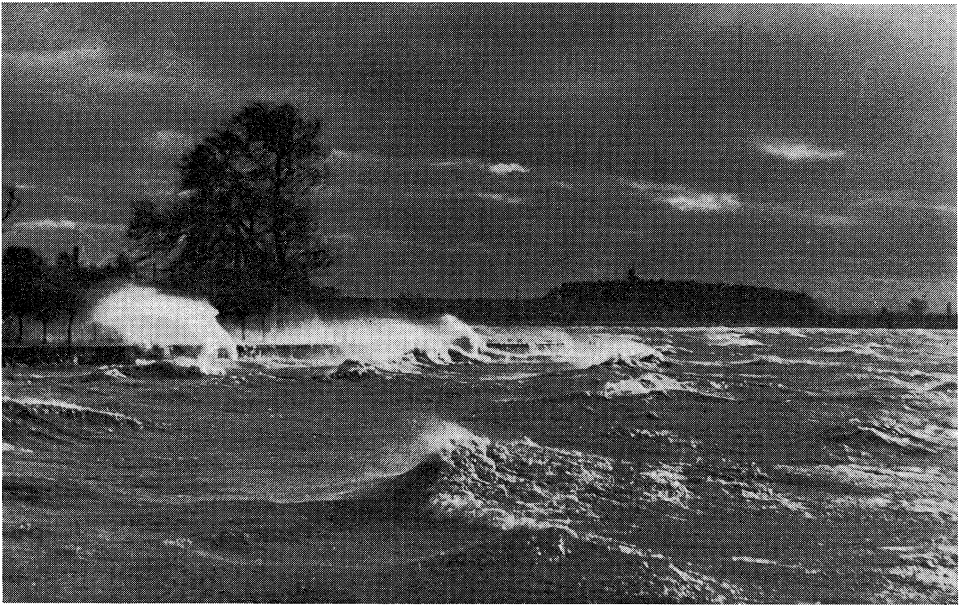


Abb. 22: Der „Nesselberg“ an der Binnenmüritz mit dem alten Wasserturm als Wahrzeichen
(Foto F. Sudrow)

ein heiliger Hain des slawischen Mordgottes, jenes „Zcarnebog“ („Schwarzer Gott“), der den Gegensatz zum „weißen Gott“ (Svantevit – vgl. Swanzyn = Schwenzin) bildete. Der Flurname „Nettel-“ kommt in zahlreichen Varianten vor. Es gab eine „Nettelwiese“ bei Levitzow und eine „Nettelkuhle“ bei Klein-Roge/Kreis Teterow. Ebenso gab es eine „Nettelhorst“ bei Karchow (D.V.K.). Die Sage spannt offenbar einen weiten Bogen zwischen Nesselberg, Herzogsgrund (Harzgrund?), Burgwall im Feißnecksee, „Swiensuurth“, Teufelsbruch, Papenberg, Werder (Nettelbek-Furt) und Heistersteinen. Hier bestanden vermutlich in slawischer Zeit kultische Zusammenhänge, die nicht mehr geklärt werden können (136). (Abb. 22)

Nestdüp (Flurkarte Nr. 134): Untiefe in der Außenmüritz vor Klink (vgl. Tiefenkarte der Müritz von H. Rehms).

Nettelbek-Fort (Flurkarte Nr. 135): Vor den Lehmkuhlenwiesen am Werder findet sich auf der Flurkarte von Balsleben die Eintragung „An der Nettelbek-Fort“. Der Flurname „Nettelbek“ kommt nach Asmus von „Necebul“ und soll „Ort der Mordbrenner“ bedeuten. Vielleicht wurde mit diesem Flurnamen eine wüste Brandstelle (ehemalige slawische Mühle?) bezeichnet. Indessen ist in der Contributionsliste von 1623 ein „Zacharias Netelbek“ als Hausbesitzer im Burgviertel genannt.

Neu-Falkenhagener Hauskabeln (Flurkarte Nr. 136): Auf der Flurkarte von Balsleben findet sich die Eintragung „New Falkenhagener Hauskabeln“.

Neu-Graben: Auf einer schwedischen Kriegskarte aus dem Jahre 1648 ist am Specker See diese Bezeichnung aufgeführt. Wahrscheinlich existierte bereits im 17. Jahrhundert eine künstlich geschaffene Verbindung zwischen Specker See und Außenmüritz (Vgl. dazu den „Neuen Graben“ bei Dömitz 1568 – Meckl. Monatsh. 1935, p. 295–298).

Neue Meierei (Flurkarte Nr. 137): Diese Meierei wurde unter der Bezeichnung „Neu-Falkenhagen“ 1789 als städtischer Pachthof errichtet.

Neuenthorsches Viertel („Nygen Duhrsches Viertel“): Es erstreckte sich vermutlich südlich der „Großen Burgstraße“ und der „Kleinen Wasserstraße“ (vgl. Abb. 1a).

Neues Armenhaus: Es lag nach der Flurkarte von Balsleben vor dem Neuen Thor an der späteren Strelitzer Straße vor dem „Neuen Friedhof“ und war 1864 in einem erbarmungswürdigen Zustand (137). Wahrscheinlich stand an dieser Stelle vordem das St. Georgs Hospital. 1331 wurde die Pfarrkirche, vormals St. Jürgens Kirche dem St. Georg geweiht. Etwa zur gleichen Zeit muß auch das St. Georgs Hospital erbaut worden sein. Die St. Georgs Hospitäler lagen stets vor den Toren der Stadt (z. B. Plau, Stargard u. a. m.). Es könnte allerdings sein, daß auch das davor bereits existierende St. Jürgens Hospital schon vor der Stadtmauer gelegen war, wie es beispielsweise von Grevesmühlen überliefert ist (138). Wo das St.-Jürgens-Hospital gestanden hat, ist unbekannt. Vielleicht war der Standort im 13. und 14. Jahrhundert der Papenberg, so daß die Entstehung des Namens „Papenberg“ hierin eine Erklärung findet. Es könnte sein, daß nachfolgend zunächst das St. Georgs Hospital ebenfalls auf dem Papenberg gestanden hat. Hierauf deutet zumindest die Bezeichnung „Georgsberg“ oder „Gregoriusberg“ anstelle von Papenberg hin, die sich in der Chronik findet. Später, vielleicht im 16. oder 17. Jahrhundert wird das „Neue Armenhaus“ (wahrscheinlich nach der Reformation) an seine Stelle getreten sein, das dann an der Strelitzer Straße errichtet wurde. Ende des vorigen Jahrhunderts wurde an der Feldstraße auf dem Papenberg abermals das städtische Armenhaus errichtet, das 1925 noch existierte.

Neues Rathaus: Das gegenwärtig noch vorhandene Rathaus ist 1797 im neugotischen Stil errichtet worden. Das Material stammte teilweise vom abgerissenen früheren sogenannten „Neuen Rathaus“, das bis etwa 1790 mitten auf dem Neuen Markt gestanden hat sowie vom abgerissenen sogenannten Güstrower Tor, das bis Ende des 18. Jahrhunderts in Höhe der Denkmalstraße, der späteren Wossidlostraße stand und zu diesem Zeitpunkt bereits stark baufällig war.

Neues Thor („Nyges Duhr“): Es lag im Osten der Stadt an der Ausfahrt zur Strelitzer Landstraße. Über die Zeit seiner Entstehung ist nichts bekannt. Anscheinend wurde es erst nach der Vereinigung von Alt- und Neustadt zwischen 1260 bis 1270 errichtet. Im Gegensatz zum „Alten Thor“ war es stets nur ein einfaches Tor und kein Doppeltor. Vielleicht bestand bis zum Bau der steinernen Stadtmauer hier zunächst nur ein Palisadenzaun (139). Das „Neue Thor“ besaß ebenso wie das „Alte Thor“ ein Pfänderhaus und eine Torwache, aber innerhalb der Stadtmauer angeordnet. Vor dem Tor lag gleichfalls eine Torbude als „Thor- und Mühlenschreiberhaus“, das jedoch 1699 schon abgerissen war.

Neues Torfmoor: Torfstiche waren im Mittelalter: Das „Große Bruch“, das „Teufelsbruch“, das „Klein-Gievitzer Moor“, die „Papendämme“ in den Buchen, ebenso das „Postmoor“ und das Torfbruch vor dem Neuen Thor. (Flurkarte Nr. 138).

Neuer Graben (Flurkarte Nr. 139): Er wurde offenbar zusammen mit dem „Neuen Thor“ und dem „Neuen Wall“ zur Befestigung der Stadt angelegt. Als Zeitraum der Errichtung kommt das Ende des 13. Jahrhunderts in Betracht. Der Flurname findet sich mehrfach. So lautete ein Flurname zwischen Ellernbruch und Paulshöhe ebenfalls „Am Neuen Graben“ (Straßenname). Wahrscheinlich rührte er von der Entwässerung des Ellernbruches im Mittelalter her.

Neuer Markt: Er entstand nach der Vereinigung von Alt- und Neustadt etwa zwischen 1260 bis 1270. Vordem diente anscheinend die Marktstraße der Neustadt als Markt.

Neuer Wall: Er verlief von der „Hölle“ am Tiefwareensee vorbei am „Neuen Thor“ bis zum Hafen an der Binnenmüritz. (Abb. 22a)

Niednburg (Flurkarte Nr. 140): Untiefe in der Außenmüritz vor Sembzin („Niednburgscher Uurth“).



Abb. 22a: Blick auf den „Großen Mauerplatz“ am Tiefwareensee. Im Hintergrund (links) Reste der einstigen Stadtmauer („Neuer Wall“).

Oll Håg (Flurkarte Nr. 141): Untiefe in der Außenmüritz vor Sembzin. Die Bezeichnung „Håg“ stand sicherlich in Beziehung zu „Heeg“ (= Hegga, Hecke = Umfriedetes Landstück).

Oll Swanzyn (Flurkarte Nr. 142): Eine kleine, unbewohnte Insel in der Bucht östlich des Damerower Werder im Kölpinsee, Ende des 19. Jahrhunderts bereits verlandet und mit dem Ufer verbunden. Die Insel war nachweislich in jungslawischer Zeit bewohnt, wie es Ausgrabungen durch Carl Hainmüller nachgewiesen haben (140). Vielleicht rechnete sie mit zum Bereich der Kultstätte oder zumindest zum heiligen Hain (vgl. Swanzyn = Schwenzin – Dorfstelle).

Ort („Uurth“): Ist ein häufig vorkommender Flurname für ein vorspringendes Stück Land (141). (Röbeler Ort, Warnker Ort, Swiensnuurth u. a. m.).

Ortsnamen: Sie müssen sowohl auf der West-Ost- als auch auf der Süd-Nord-Wanderung übertragen worden sein (142). Leider sind die meisten Ortsnamen mehrdeutig. Sie lassen sowohl die Existenz einer slawischen Wurzel als auch einen niederdeutschen Ursprung zu. Hinzu kommt eine vielfach entstellende Schreibweise in mittelalterlichen Urkunden, die Identifizierungen sehr erschwert. So muß es beispielsweise als sehr unwahrscheinlich angesehen werden, daß bei dem Namen „Waren“ (Warne, Warneken, Wahren) eine Verbindung zum germanischen Stamm der Warnen vorliegt, der in diesem Raum im 4. bis 6. Jahrhundert gesiedelt hat (143). Auch der Hinweis von Haeger, wonach ein großer Teil der Ortsnamen durch die mittelalterliche Schreibweise („Federow“ anstelle von „Federau“) slawisch erscheinen würde, hilft nicht weiter. Gerade im Falle von „Federow“ hat Baumgarten nachgewiesen, daß „Federau“ erst in jüngerer Zeit verwendet worden ist, demzufolge also nicht originär gewesen sein kann.

Ortstadtholz (Flurkarte Nr. 143): Dieser Flurname für ein Ackerstück vor dem „Neuen Thor“ ist in seiner Bedeutung unklar.

Övelgönne: Verbreiteter niederdeutscher Flurname in Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Der Flurname „Abelgönne“ auf der Warner Flurmark ist mit „Övelgönne“ identisch.

Paradies: Es handelt sich um einen Flurnamen neueren Datums. Er bezeichnet eine Halbinsel zwischen den Specker Seen. Diese Halbinsel ist erst nach 1831 endgültig trockengefallen. Sie war ehemals ein vernäßtes Weideland. Bei der späteren Nutzung entwickelte sich durch eine etwa hundertjährige Beweidung eine hohe Wacholderdrift (Abb. 23). 1935 wurden Teile der Wohld und des Paradieses durch einen Waldbrand vernichtet. 1947–49 wurden die Flächen durch weitere Brände vergrößert. Die Brandflächen verschilften nachfolgend. Teile des Paradieses wurden von Erlen und Birken bedeckt.

Paklowe: Nach der Aufzählung einiger Dörfer in Clandrians Regesten (MUB 2161) mußte dieses Dorf bei Waren gelegen haben. Eine Deutung des Namens ist nicht möglich.

Paletze, Paletzke: Das untergegangene Dorf lag vermutlich auf der „Dorfstelle“ am Hohlbaumsee bei Speck. Es wurde 1274 urkundlich erwähnt (MUB 2161). 1292 wurde es als „Palitz“ bezeichnet (MUB 1342). Die Aufzählung in Clandrians Regesten in der Reihenfolge: Schönberg – Federow – Jamen – Paletze – Speck (MUB 2161, Fußnote) stützt die Annahme einer einstmaligen Existenz bei Speck. Eine Deutung des Dorfnamens ist nicht möglich.

Papenberg („*Papenburg*, *Popenburg*“) (*Flurkarte Nr. 144*): Es gab den „Großen-“ und den „Kleinen“ Papenberg. Der Flurname ist mehrdeutig. Er weist in der Regel auf die katholische Zeit (144). Flurnamen im Zusammenhang mit „Pape-“ oder „Pope-“ sind weit verbreitet, zum Beispiel „Papenburg, Papenburg, Papenborn“ am Plauer Werder, „Papenburg“ bei Wismar, bei Helmstedt, bei Sternberg oder „Papenstieg“ bei Harzburg u. a. m. (145). In diesem Zusammenhang ist auf einen Deutungsversuch von Wossidlo zu



Abb. 23: Das „Paradies“ (ehemalige Hutungsfläche) an den Specker Seen um 1925 (Foto P. Boldt)

verweisen, der in „Papenberg“ das slawische „Baba gora“ oder „Babina gora“ zu erkennen glaubte, so daß hier eine Kultstätte des slawischen „Gottesmutter“-Kultes gewesen sein könnte, wobei „Baba“ im Slawischen allerdings auch die Bezeichnung für „Hexe“ war (146). Der Flurname ist offensichtlich sehr alt. Bereits im Jahre 1400 hieß es „Papenberch“ (MUB 13566). Interessant ist ferner ein Hinweis in der Chronik (p. 40), wonach der Papenberg auch den Namen „Georgsberg“ oder „Gregoriusberg“ trug. Vielleicht lag hier ursprünglich das St.-Georgs-Hospital und vordem wohl schon das St.-Jürgens-Hospital.

Papendämme (Flurkarte Nr. 145): Es gab die „vorderen“ und die „hinteren Papendämme“, zwischen der Meierei Alt-Falkenhagen und Jägerhof gelegen (Karte Wiebeking Nr. 40). Die Bedeutung des Namens ist unklar. Vielleicht lag ursprünglich ein kirchlicher Besitz vor. Der Flurname kommt auch in anderen Gegenden vor. So existierten zum Beispiel „Papendämme“ am Bückwitzer See im Kreis Ruppin. Um 1800 waren die „Papendämme“ ein Torfmoor in den Buchen und wurden zusammen mit dem „Postmoor“ erwähnt.

Paepcken – Stüde (Flurkarte Nr. 146): Weitgehend unklarer Flurname. Der Familienname Paepcke ist seit langer Zeit in Waren vertreten (1623, 1631, 1726, 1836, 1898, 1912, 1925, 1936, 1940 usw.). Der Flurname „Stüde“ ist nicht genau erklärbar (vgl. „Stüde“). Der „Paepcken-Stüde“ war ein Ackerstück links am Gievitzer Weg zwischen Haus- und Bürgeracker (Chronik p. 39).

Penzliner Berg („Pentzelinscher Barg“) (Flurkarte Nr. 147): Auf der Flurkarte von Balsleben (1726) war dieser Berg verzeichnet. Später trug er die Bezeichnung „Weinberg“. Die Herkunft des Flurnamens ist nicht erklärbar. Eine Beziehung zur Stadt Penzlin lag anscheinend nicht vor. Der Name „Pentzelinscher Barg“ war bei den Einwohnern der Stadt noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts bekannt (R. Kurth/Satrup mdl. 1983). Die Deutung von Kühnel für Penzlin (= Ort des Pekala) ergibt im vorliegenden Fall keine hinreichende Erklärung. 1623 wurde ein „Cyriey Pantzelin“ als Mühlenbesitzer erwähnt. Sicherlich lag die Mühle auf dem Berg, so daß hierdurch der Name entstand.

Pertinenz: Abzüglich der Besitzungen der Kirche und der „Ämter“ war der übrige Teil der Warener Feldmark Bürgereigentum (Chronik p. 9). Er teilte sich in zwei Besitzformen auf: Äcker und Wiesen als vollständig freies Eigentum und solche, die mit einer bestimmten Hausstelle verbunden waren und deshalb als Pertinenz derselben galten. Diese Wiesen und Äcker wechselten als unmittelbarer Zubehör bei einem Verkauf des Hauses gleichfalls den Besitzer, falls nichts anderes vereinbart worden war. Diese Eigentumsverknüpfung war schon vor 1671 gültig. Es hat den Anschein, daß dieses Privilegium bereits Bestandteil des Stadtstiftungsbriefes war, ähnlich wie die Bürger der Stadt Plau bei der Gründung lehnbaren Grundbesitz erhielten. Diese Pertinenz waren eine Besonderheit der Warener Stadtverfassung.

Pfänderhaus: Es lag am „Alten Thor“ und diente wohl der Pfändung bei der Erhebung des Wegezolls durch die Stadt. Dieser Zoll war noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu entrichten.

Pfennigsberge („Penningsbarg“) (Flurkarte Nr. 148): Der Name leitete sich ab vom niederdeutschen „Penning“ oder „Pennig“ (= Grundherrliche Steuer) (147). So gab es eine „Pfennigskuhle“ bei Harzburg (148) oder die „Pfennigsberge“ bei Retzow (Karte Wiebeking Nr. 33). Der Stadtkämmerer von Helmstedt hieß 1350 „Herrmann Pfennigsack“. Hahne (149) deutete den Namen „Pfennig“ von „Pfeemeweg“ (= Fehme?) abgeleitet, doch liegen für eine derartige Auslegung keine Anhaltspunkte vor. Wahrscheinlicher ist an eine grundherrschaftliche Steuer zu denken, vielleicht in Verbindung mit dem alten Dorf Schönberg und dem Burgwall (Abb. 24).



Abb. 24: Die „Pfennigsberge“ am Feißnecksee (Foto P. Boldt)

Pferdemarkt („Piermarkt“): Auf diesem Platz vor dem „Neuen Thor“ wurde im Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert hinein der Pferdehandel vor den Toren der Stadt abgewickelt. Der Flurname hat sich bis in die Gegenwart als Straßename erhalten.

Piepensack (Flurkarte Nr. 149): Typisch niederdeutscher Flurname. „Pipe, Piepe“ war ein schmaler Abzugsgraben. Unter „Sack“ verstand man ein abgelegenes Ackerstück (150). So gab es einen „Piepensack“ und ein „Piepenbrook“ bei Grevesmühlen (151). Ferner gab es einen „Piepenbarg“ und einen „Piepenblock“ bei Wismar. Auf dieser Feldmark existierte außerdem ein „Piepensoot“ (152). Es gibt auch einen „Piepensack“ im Lappwald bei Helmstedt.

Potenwiesen („Potenwischen“) (Flurkarte Nr. 150): Der Name leitete sich ab von „Potenwide“ (= Flecht-, Korbweide) (153). Die Lage der Wiesen in den Seebänken deutet darauf hin, daß hier ursprünglich Korbweiden gestanden haben müssen, die seinerzeit eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung besaßen. Außerdem muß das Terrain im Mittelalter erheblich feuchter gewesen sein.

Pommersche Wiese („Pommersch Wisch“) (Flurkarte Nr. 151): Diese Wiese war Eigentum des Schneider- und Fischeramtes (Chronik p. 8). Der Flurname ist nicht deutbar. Vielleicht stammt er bereits aus sehr alter Zeit, als die pommerschen Herzöge von etwa 1148 bis gegen 1226 noch Eigentum im Lande Schloen („terra zlon“) besaßen.

Pommerscher Berg („Pommersch Barg“): Anscheinend war dieser Berg mit dem „Bungenberg“ identisch. Wie bei der „Pommerschen Wiese“ ist der Flurname nicht deutbar. Vielleicht liegt bei dem Namen auch eine Korrumpierung aus „Pomel“ vor. Bei Wesenberg gab es beispielsweise die „Große-“ und die „Kleine Pomel“ (vielleicht abgeleitet von „Pöppel-“, „Poppel“ = Pappel?).

Polizeidienerhaus: Es lag zusammen mit dem Pfänderhaus und der Torwache direkt im „Alten Thor“ (vgl. Abb. 2).

Postbotenweg (Flurkarte Nr. 152): Es handelte sich um einen schmalen Weg, der vom „Müritzhof“ über die Rederangkoppel und den Rederanggraben zum Warenschen Schlamm führte und vom Landpostboten benutzt wurde.

Postmoor (Flurkarte Nr. 153): Es war ein noch um 1800 betriebenes Torfmoor in den Buchen. Auf der Flurkarte von Balsleben wurde es als „Kleines Post-Mohr“ bezeichnet. (Ableitung vielleicht von „Porst“-Moor?). Östlich von Gotthun gab es ebenfalls ein „Post-Mohr“ (D.V.K.).

Pötter-Rämel (Flurkarte Nr. 154): „Pötter“ ist die niederdeutsche Bezeichnung für Töpfer oder Ofensetzer. Wahrscheinlich war der Kamp ursprünglich im Besitz einer Zunft oder Handwerksgilde. Er ist um 1800 mit Eichen aufgeforstet worden. 1623 waren in Waren 5 Töpfer, 1820 vier Töpfer verzeichnet.

Priepertskamp (Flurkarte Nr. 155): Offenbar personenbezogener Flurname für ein Ackerstück neben den „Potenwiesen“ vor den Seebänken. Es wurde um 1800 mit Nadelhölzern aufgeforstet. In den Contributionslisten von 1623 und 1633 kommt der Name „Priepert“ mehrfach vor.

Priesterwiesen („Preisterwisch“) (Flurkarte Nr. 156): Der Flurname dieser Wiese am Feißnecksee verweist auf den einstmaligen Besitzer. So gab es auch beispielsweise einen „Priestersee“ bei Feidorf (D.V.K.) oder bei Gotthun gab es das „Priesterholtz“ (D.V.K.).

Prinzenswerder („Prinzwiehrl“, „Flinswiehrl“) (Flurkarte Nr. 157): Der Flurname ist mehrdeutig. In den Kartenwerken des 18. Jahrhunderts ist „Prinzwerder“ vermerkt. Im Volksmund hieß die Bruchwiese jedoch stets „Flinswerder“ (K. H. Moll mdl. 1951). Diese Bezeichnung veranlaßte Wossidlo (154) zu der Annahme, daß der Flurname sich auf den slawischen Götzen „Flins“ bezogen habe. Er zog aufgrund seiner Sagenforschung Verbindungslinien zwischen Flinswerder, Werder, Falkenhäger See, Melzer See, Rügeband, Heistersteinen und Torgelower See. Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auf die Anmerkung in der Chronik (p. 11), wonach in den Lehmkuhlenwiesen vor dem Werder ein Tempel des Radegast gestanden haben soll.

Querkamp: Ähnlich wie bei Querkaveln wurden Kämpfe, die quer zur Pflugrichtung größerer Einheiten verblieben, mit der Bezeichnung „Querkamp“ versehen. Auf der Stadtfeldmark Wismar gab es beispielsweise einen „Quermorgen“.

Querkaveln: Es handelte sich um Ackerstücke, die vor einem Schlag oder Block quer zur Pflugrichtung des Hauptschlages lagen (Vgl. Godower oder Schmachthäger Querkaveln).

Quitschenweg (Flurkarte Nr. 158): Landweg vom Werder nach Jägerhof. Der Flurname war offenbar neueren Datums, vielleicht abgeleitet von „Quitschen“ (=Ebereschen), die den Weg säumten. Auf der Flurkarte von Balsleben wurde der Weg als „Schönauer Weg“ bezeichnet.

Rabengasse: Es war eine kurze Gasse, die von der Bahnhofstraße entlang der alten Bahntrasse in Richtung Herrensee verlief. Hier stand nur ein Wohnhaus. Bei den Neubaumaßnahmen 1970–75 wurde es im Rahmen der neu verlegten Eisenbahntrasse der Hauptstrecke Rostock–Berlin abgerissen.

Radeland (Flurkarte Nr. 159): Der Acker zwischen Alt-Schönau und Alt-Falkenhagen hieß nach der Karte von Wiebeking (Nr. 40) „Auf dem Radeland“. „Rod“, „Rad“ oder „Rar“ waren Abkürzungen für „Rodung“ (155). (Vgl. zum Beispiel das „Radeland“ bei Grevesmühlen oder das „Radeland“ bei Sternberg). Bei Wredenhagen gab es die Äcker „Im vorderen und im hinteren Rade Stein (Karte Wiebeking Nr. 39). Bei Wrodow gab es einen „Radeland-Acker“ (D.V.K.). Zu „Rade“ gehörte auch „Rute, Ruthen“ (= Meßlatte). Aus dieser Bezeichnung entwickelte sich später das mecklenburgische Längenmaß (1 meckl. Rute = 8 Ellen = 16 meckl. Fuß = 4,65 m). Die Angabe bei Schmettau, in dessen Karte die Bezeichnung „Das Büdeland“ vermerkt ist, dürfte fehlerhaft

sein, zumal auch bei anderen Flurnamen in diesem Kartenwerk Mängel zu verzeichnen sind (vgl. z. B. Barkbachsee für Wookpacksee).

Raxa: Flußname in der Chronik des Widukind (III, 53), an dem die Schlacht zwischen Kaiser Otto d. I. und dem Slawenfürsten Soineff 983 geschlagen wurde (156). Der Name könnte von Reke abgeleitet sein. In Betracht käme jedoch auch die Recknitz. Andere Flußnamen scheiden den Umständen nach aus (157).

Ratsherrenkämpen (Flurkarte Nr. 160): Es war ein Ackerstück auf der Flur „Altwahren“. Anscheinend war dies die ehemalige Flur des alten slawischen Dorfes „Tharnow“ oder „Scharnow“. Das Dorf dürfte Mitte bis Ende des 13. Jahrhunderts wüst geworden sein und wurde vielleicht bei der Vereinigung von Alt- und Neustadt zur Stadtfeldmark gelegt. Seitdem muß die Flur unmittelbarer Ratsbesitz gewesen sein (Chronik p. 42). Die „Bürgermeisterkämpen“ lagen auf der benachbarten Flur „Alte Dorpstätter“.

Ratsdiener-Garten: Dieser Garten lag vor dem „Alten Thor“ gegenüber dem Torschreiberhaus und war später Ackerfläche.

Ratskämpen (Flurkarte Nr. 161): Diese Ackerfläche lag zwischen Hasenkämpen und Eldenholzer Hauswiesen im Eldenholzschlag.

Räuberkrug („Röwerkraug“) (Flurkarte Nr. 162): Dieser Krug lag am Wienkensoll bei Schwarzenhof (158).

Rederangsee: Der Name des Sees leitet sich mit ziemlicher Sicherheit ab vom slawischen „radoraky“ (= Moor, Sumpf) (159). Eine Verbindung des Namens zum wendischen Stamm der „Redarier“ erscheint unwahrscheinlich, da der Gau „Raduir“ auf dem Territorium der alten Länder „Stargard“, „Beseritz“ und vielleicht noch „Turne“ gelegen haben muß. 1274 wurde der „roderanke aqua“ erstmalig urkundlich erwähnt (MUB 1342). Der See gehörte im 17. Jahrhundert zum Gut Federow und wurde erst 1819 von der Stadt käuflich erworben. Er muß jedoch in früherer Zeit bereits der Stadt gehört haben. Wann und warum sie ihn verloren hat, ist unbekannt. Es gab auch zwei Dörfer des Klosters Amelungsborn in der Lietze, die den gleichen Namen führten („... beide Roderanke ...“). Diese Dörfer wurden ab 1250 bis 1430 mehrfach genannt.

Reetwisch („Reitwisch“) (Flurkarte Nr. 163): War ein typisch niederdeutscher Flurname für eine „Rohr- oder Schilfwiese“ (160). Es gab eine „Reetwisch“ bei Schwarzenhof (Karte Schmettau) und auch an der Stadtfeldmarksgrenze am Godower Holz (Karte Wiebeking).

Rehberg (Flurkarte Nr. 164): Flurname wahrscheinlich neueren Datums für einen Berg im Revier Waren-Tannen, Abt. 30.

Reiherpfuhl (Flurkarte Nr. 165): Flurname neueren Datums für ein Soll in der Koppel von Müritzshof. Es lag links am Postbotenweg in der Rederangkoppel in Richtung Rederanggraben.

Reke („Reek“): Sicherlich slawischer Name für die Elde zwischen Binnenmüritz und Kölpingsee. Ursprungsform muß das slawische „reka“ (= Fluß) gewesen sein (161). Auf der Karte des Gerd-Ernst Pilot (1610) wurde sie als „Wangelinsche Reke“ bezeichnet. In der Contributionsliste der Stadt Waren von 1633 ist ein Einwohner mit Namen „Wangelin“ genannt. In der Flurkarte von 1726 ist der Name „Räcke“ aufgeführt. (Abb. 25).

Remel („Rämel“): Dieser Flurname war ursprünglich gleichbedeutend mit „Streifen, Kante oder Grenzstreifen“. Später wurde der Begriff auf schmale Wiesen oder Ackerstücke übertragen.

Rethra („Riedegost“) (Flurkarte Nr. 166): Die Tempelburg „Riedegost“ war das Nationalheiligtum der luitizischen Völkerschaften, deren Lokalisierung bislang nicht gelungen ist. Die Tempelburg wurde im Winter 1126/27 von Kaiser Lothar zerstört. Der Originalname des Heiligtums ist unbekannt. Überliefert sind nur die Namen „Rethra“



Abb. 25: Die „Reecke“ (Elde) bei Eldenburg (Foto P. Boldt)

beziehungsweise „Riedegost“ in den Chroniken des Tiethmar von Merseburg und bei Adam von Bremen (162). Möglicherweise lag diese überregional bedeutende Tempelburg am Rederangsee bei Müritzhof (163). Eine endgültige Klärung muß archäologischen Untersuchungen vorbehalten bleiben. Die Tempelburg „Rethra“ wurde im Verlauf des Wendenaufstandes durch ein besonderes Ereignis bekannt. Am 10. 11. 1066 wurde Bischof Johannes von Mecklenburg hier nach furchtbarem Martyrium dem Radegast geopfert.

Reuterdämme (Flurkarte Nr. 167): Wahrscheinlich lag bei diesem Flurnamen eine Ableitung von „Reiter-“ vor. Bei Harzburg gab es beispielsweise einen „Reuter-Kamp“ (164). Ferner existierte ein „Reuterbrook“ bei Grevesmühlen (165). Bei Sternberg gab es eine „Rüterkoppel“, bei der Schmalz eine direkte Ableitung vom fürstlichen Landreiter als gegeben ansah.

Rhadeskamp (Flurkarte Nr. 168): Abgeleitet von „Rade, Rod, Rut-“ = Rodung (166). Ähnliches ist für den Flurnamen „Im Rade-Aimm“ bei Wredenhausen anzunehmen (D.V.K.) Wahrscheinlich geht die Flurbezeichnung für dieses Ackerstück zwischen Heistersteinen und Streitacker auf die Zeit der Rodung zurück. Es ist allerdings auch denkbar, daß der Flurname auf den Kirchenökonom Rhades (um 1800) zurückzuführen ist, der die Sar- und Schleiwiesen sowie das Krambruch ausrodete ließ (Chronik p. 20).

Rosenkranzschlag (Flurkarte Nr. 169): Flurname auf der Gemarkung des Kämmereigutes Alt-Falkenhagen auf einer Karte aus dem Jahre 1787. Der Name dürfte aus vorreformatorischer Zeit herrühren.

Rothegrund (Flurkarte Nr. 170): Der Name ist auf der Flurkarte aus dem Jahre 1726 verzeichnet. Es sind zwei Deutungen möglich. Einmal kann der Name hergeleitet worden sein von der Farbe des Bodens (Raseneisenstein), d. h., Rotverfärbung (167). Dies dürfte wahrscheinlich auch für den „Rodenberg“ (Untiefe in der Außenmüritz) zutreffen. Zum

anderen ist denkbar, daß eine Ableitung vom Flachs-Rösten vorgelegen hat (168). Die letztgenannte Deutung liegt beispielsweise vor beim „Röth-Soll“ (Plauerhagen, Stavenhagen – vgl. D.V.K.)

Röbeler Wald: Es handelt sich um ein größeres Areal am Ostufer der Müritz, die mit umgestürzten Eichen bedeckt war. Um 1790 lagen die Stämme etwa 1,0–1,5 m unter der Wasseroberfläche. Die meisten Stämme wurden von den Röbeler Einwohnern im Laufe der Zeit geborgen. (169). Der Zeitpunkt für das Absterben und Überfluten des Bestandes ist nicht genau feststellbar (170). In der Chronik (p. 35–36) wird die Zeit nach 1200 hierfür veranschlagt, d. h., vielleicht verursacht durch den Anstau des Wasserspiegels während der Kolonisierung infolge des Baues von Aalwehren und Wassermühlen. Der hierdurch verursachte Anstieg des Wasserspiegels wird auf ca. 1,50 m geschätzt. 1817 war der größte Teil der Eichen bereits geborgen, der Rest war schon zu diesem Zeitpunkt übersandet.

Röbeler Wohld („Röbelsch Wohlh“) Flurkarte Nr. 171): Die Stadt Röbel erwarb 1274 den sogenannten „Röbelschen Wohld“ am Ostufer der Müritz (MUB 1342). Als Grenzen wurden in der Kaufurkunde bestimmt: Der Rederangsee, die Müritz, die Scheiden der Dörfer Jamen, Palitz (Paletzke), Lubow mit See, Speck, Seedorf und Boek. Das Gebiet wurde als der „Düstere Wohld“ (Tenebrosa Sylva) bezeichnet. 1791 wurde zwischen den Städten Waren und Röbel die Grenzscheide im Wohld neu gezogen.

Röbelscher Ort („Röbelsch Uurth“) (Flurkarte Nr. 172): Seinen Namen verdankt er offenbar dem Umstand, daß von dieser Stelle an der Schnakenburg aus die Stadt Röbel zu erblicken war.

Roebelmann (Flurkarte Nr. 173): Es war die Flurbezeichnung für ein Ackerstück, das bis 1766 im Kirchenbesitz war. Auf der Flurkarte von 1726 heißt es „Im Roebelmann“. Eine Deutung des Flurnamens ist nicht möglich.

Rönnfeldtskamp (Flurkarte Nr. 174): Es war die Bezeichnung für ein ehemaliges Ackerstück zwischen Mönkenbruch und Seeblänken. Um 1800 war der Kamp mit Eichen aufgeforstet worden. Der Flurname war offensichtlich personenbezogen. In der Pertinenzliste von 1726 ist ein „Rönnfeld“ erwähnt.

Räuberkuhle („Röwerkuhl“) (Flurkarte Nr. 175): Die Bedeutung des Flurnamens ist unklar. Sicherlich war er niederdeutscher Herkunft (171). Vielleicht verdankt er seine Entstehung einem Ereignis in den unruhigen mittelalterlichen Zeiten. Aus der Kuhle (auch Wolfsschlucht genannt) wurde Lehm entnommen (Schabow).

Rügebund (Flurkarte Nr. 176): Bei diesem Flurnamen scheint mit ziemlicher Sicherheit eine slawische Wurzel vorzuliegen. Vielleicht lag auf der Flur des Mitte des vorigen Jahrhunderts gegründeten Kämmereigutes das Dorf Haselowe. Kühnel (172) leitete den Namen von „rjuj, ruj“ (= Brüllen – „Rujobad, Rujebad“) ab. Denkbar ist auch eine Ableitung von „rübochod“ (= Fischwehr, Durchlaß, Damm vielleicht bei Überschwemmung der Lehmkuhlenwiesen infolge Anstaus des Tiefwaren- und Melzer Sees) oder aber von „ruge“ = Rod (= Geweih, Horn) und „-band“ von „-bog“ (= Gott). Demnach wäre an eine Naturgottheit zu denken (173). Hierbei ist an die Verbindungslinie zu denken, die die Sage zwischen dem Melzer See, dem Werder, dem Flinswerder, den Heistersteinen und dem Torgelower See zieht, von denen „Rügebund“ eingefaßt ist. In der Flurkarte von 1726 hieß es „Auf dem Rügebund“.

Rühmte (Flurkarte Nr. 177): Der Name ist abgeleitet von „Räumde“ = Rodung. Auf der Flurkarte von 1726 werden die Schläge vor dem „Alten Thor“ mit „Auf der Rühmte“ bezeichnet. Ähnlich heißt es im gleichen Kartenwerk für Krakow „Auf der großen Räumde“. Der Flurname „Rühmte“ muß demzufolge aus der ersten Phase der Kolonisation zu Beginn des 13. Jahrhunderts stammen. 1775 gab es eine „Rühmte“ am sogenannten

„Sören“ bei Hagenow (D.V.K.). Es gab auf der Warener Feldmark auch eine „Vielister Räumung“, die an die „Rühme“ anschloß (Chronik p. 13).

Sack (Flurkarte Nr. 178/179): Typisch niederdeutscher Ausdruck für ein Ackerstück mit keinem oder nur einem Ausgang. Dieser Flurname wurde auch für tiefer liegende Ackerstücke verwendet (174). Auf der Flurkarte von 1726 findet sich die Bezeichnung „Sackwiese“ (Nr. 178) und „Im Sack und Kübel“ – Wiese (Nr. 179). Eine „Sackwiese“ war nach der Karte von Schmettau an der Schmachthäger Scheide gelegen.

Salzkamp (Flurkarte Nr. 180): Die Bedeutung des Flurnamens ist unklar. Die Lage dieses Kamps vor dem „Neuen Thor“ deutet darauf hin, daß hier im Mittelalter der wichtige Salzhandel stattfand. So gab es beispielsweise auch bei Harzburg einen „Salzkamp“ (Wieries).

Sandhufen (Flurkarte Nr. 181/182): Die Sandhufen (Nr. 181) lagen vor dem „Alten Thor“. Daneben gab es die Sandstücken (Nr. 182). Sie gehörten zum Kleystückenschlag und lagen vor dem „Neuen Thor“. Die Flurnamen bezogen sich auf die Qualität des Bodens.

Sandgraben (Flurkarte Nr. 183): Der „Sandgraben“ lag in den Ecktannen. Es gab hier den „untersten und obersten Sandgrabenschen Weg“ (Chronik p. 17). Das Dammfeld ging vom Sandgraben bis zum Hinnenfeld. Der Graben verlief von den Teufelsbruchwiesen bis zur Feißneck (Abt. 34 Revier Waren-Tannen)

Sandkrug (Flurkarte Nr. 184): Dieser Krug lag bei Vielist. 1765 war er noch existent (D.V.K.). Hiermit zusammen hing das sogenannte „Vielister Krügerstück“ (Chronik p. 13). Es zog sich von den Buchen quer durch die „Vielister Räumung“ und gehörte später zum Gut Vielist.

Sandmühle (Flurkarte Nr. 185): Diese Mühle lag 1726 an der Federower Scheide am Feißnecksee.

Sarwiesen (Flurkarte Nr. 186): Diese Wiesen lagen vor dem „Neuen Thor“ neben den Schleiwiesen. Der Name ist nicht deutbar (Korruption von „Seyer-Wiesen“?).

Schaapwasch (Flurkarte Nr. 187): Zweifelsohne alter Flurname aus mittelalterlicher Zeit. Bereits 1399 wurde die Stelle am Tiefwareensee als „Schaapwasche“ bezeichnet (MUB 13441). Der Name weist auf die Funktion hin.

Scharfenbäume (Flurkarte Nr. 188): Nicht deutbarer Flurname für ein Ackerstück. Die „Scharfenbäume“ gehörten zum Kleystücken-Schlag (Chronik p. 20). Vielleicht lag eine Ableitung vor von „Schafbäume“ (?).

Scharnow (Flurkarte Nr. 1897): Auf der Flurkarte von 1726 findet sich bei „Altwahren“ die Bezeichnung „Die Wiesen vor dem Scharnow Furt“. Dies war mit ziemlicher Sicherheit der ursprüngliche Name für das jungslawische Dorf, das später den Namen „Altwahren“ erhielt. Der Name „Scharnow“ könnte abgeleitet sein von „scharwornok“ (= Lerche), vielleicht auch von „scharownaja“ (= Kleiner Ofen) (175). (Vgl. a. „Tharnow“).

Schleiwiesen („Sleiwischen“ (Flurkarte Nr. 190): Auf der Karte von Schmettau waren diese Wiesen vor dem „Neuen Thor“ verzeichnet. Auf der Stadtfeldmark Grevesmühlen gab es beispielsweise eine „Schleikuhle“ und ebenfalls eine „Schleiwiese“. Vor dem „Alten Thor“ von Penzlin gab es gleichfalls eine „Schleiwiese“. Es findet sich auch die Schreibweise „Schliwiese“ (Karte Wiebeking). Zwischen Kargow und Charlottenhof lag der „Schlie-See“. Vielleicht lag eine Beziehung zur Fischzucht vor. (176)

Schloßberg (Flurkarte Nr. 191): Der Schloßberg bei Neu-Schloen verdient besonderes Interesse (177). Vielleicht lag hier früher die alte slawische Hauptburg „Zlone“, die noch zu Beginn des 13. Jahrhunderts beherrschend für einen großen Landstrich („Terra zloné“) war. Hiermit im Zusammenhang ist zu denken an den „Schloßberg“ am Altenhöfer Bruch

(„Alter Hof“) bei Ludorf. An dieser Stelle stand vormals die Burg des Geschlechtes Morin bis zum 30jährigen Krieg. Ebenso trug der „Schloßberg“ bei Prillwitz vormals eine mittelalterliche Burg. Die Burg Schloen war die Vorgängerin der fürstlichen Vogteiburg zu Waren.

Schloßding (Flurkarte Nr. 192): Untiefe in der Außenmüritz vor Müritzhof. Eine Deutung des Namens ist nicht möglich. Nach Schabow sah man von dieser Stelle aus das frühere „Herrenhaus“ von Warenschhof.

Schmiedekamp: Der Acker gehörte dem Schmied des Dorfes Jabel (vgl. Corpus Arch. 57/20). Auch bei Sternberg gab es einen „Schmiedekamp“

Schöck, Scheck: Es war im Jahre 1400 der Namen für eine Badestube („stupa“) vor dem Stadttor (MUB 13566). Eine Deutung des Namens ist nicht möglich.

Schmachthäger Querkaveln (Flurkarte Nr. 193): Die Schmachthäger Querkaveln lagen vor dem „Neuen Thor“ (Chronik p. 20). Ihre Anlage erfolgte sicherlich bereits während der Rodungstätigkeit.

Schmachthäger Weg (Flurkarte Nr. 194): Alter Flurweg, der sicherlich bereits seit der Gründung Schmachthagens im 13. Jahrhundert bestand.

Schnakenburg (Flurkarte Nr. 195): Der Name leitet sich ab von „Snake“ (= Schlange). In der Niederdeutschen Sprache hieß der Flurname „Snakenbarg“ oder „Snakenborg“ (178). So gab es einen „Schnakenbarg“ auf der Stadtfeldmark Wismar oder auch ein „Schnakensoll“ bei Karchow (D. V. K.). Der Flurname ist wahrscheinlich ein Hinweis auf die frühere Häufigkeit der Kreuzotter in diesem Gebiet. Ferner gab es einen „Snakenbusch“ bei Grevesmühlen sowie eine „Snakenkuhl“. Weiterhin existierte ein „Snakenhorn“ bei Grüssow (Wiebeking Karte Nr. 32) oder eine „Schnakenwiese“ bei Wustrow (Wiebeking Karte Nr. 40. Der Strand vor der „Schnakenburg“ am Ostufer der Müritz hieß nach Fromm & Struck „Die Baas“.

Schönfeld (Flurkarte Nr. 196): Es handelte sich um die Feldmark des Dorfes Schönberg am Feißnecksee. Es ist auf der Flurkarte von 1726 vermerkt mit der Bezeichnung „Auf dem Schönfeld“. Der Sage nach (vgl. Wossidlo 1912, p. 71) scheinen das Langfeld und das Schönfeld zusammengehört zu haben. Vielleicht waren beide Felder die ursprüngliche Dorffeldmark des Dorfes Schönberg.

Schuhmacherkämpen (Schauhmakerkämpen) (Flurkarte Nr. 197): Der Kamp gehörte ursprünglich wohl dem Schuhmacher-Amt. 1787 wurde er beim Vergleich zwischen Stadt und Kirche an den Stadtkämmerer abgetreten.

Schützenkamp (Flurkarte Nr. 198): Es existierten zwei Äcker mit dieser Bezeichnung. Ein Ackerstück lag an der Teterower Chaussee, der andere Acker hinter dem Mühlenberg. Sie gehörten früher wohl beide der Schützengilde. Vielleicht bildeten diese Äcker in alter Zeit die Übungsplätze für die städtischen Bogen- und Armbrustschützen, mit denen die Städte sich der Übergriffe des Grundadels erwehrten. Das „Schützenhaus“ lag im 18. Jahrhundert vor dem „Neuen Thor“ und wurde 1828 erneuert. Später diente es bis etwa 1965 als Altersheim.

Schulzenweg (Flurkarte Nr. 199): Dieser Weg führte durch die Seeblänken an den Heistersteinen vorbei (179) nach Klein-Gievitz.

Schwarze Hütte (Swaart Hütt“) (Flurkarte Nr. 200): Flurname für einen Teil des Forstreviers „Waren-Buchen“. Es handelt sich um eine kleine Hütte in Abteilung 103 des Revierteils Buchen. Vordem standen hier anscheinend Schuppen, die zur Ziegelei gehörten.

Schwarzer Weg („Swaart Weg“): Ende des 19. Jahrhunderts entstandener Flurname. Er bezeichnete einen Weg, der von der „Rabengasse“ entlang der alten Bahntrasse durch die

Herrenseewiesen zu Kietzstraße verlief. Der Name rührte von der schwarzen Schlacke her, die zur Aufschüttung des Weges verwendet worden war.

Schwalbenberg („*Sweuwbarg*“) (*Flurkarte Nr. 201*): Die Herkunft dieses zweifelsohne niederdeutschen Flurnamens ist unklar. Vielleicht hing er mit Kolonien der Uferschwalbe zusammen, die noch in jüngerer Zeit an den Hängen des Berges und in der Kiesgrube vor dem Werder brüteten. Gleiches dürfte auch für den „Schwalbenberg“ am Müritzufer bei Gotthun zutreffen (D.V.K.). Den Namen „*Ralandsuurth*“ für die Landspitze deutete Schabow als Ableitung von „*Radeland*“ (= *Rodeland*).

Schweinwerder (*Swienswiehr*“) (*Flurkarte Nr. 202*): Auf der Flurkarte von 1726 wurden der „Große-“ und der „Kleine Schweinwerder“ vermerkt. Wossidlo (180) vermutete in den Bezeichnungen Verunglimpfungen slawischer Kultstätten durch die christliche Geistlichkeit. Er nahm an, daß hier der „heilige Hain“ lag, in den sich der Slawenfürst Stoineff während der Schlacht an der Raxa geflüchtet hatte und wo er erschlagen wurde. Wahrscheinlich erklären sich die angeführten Flurnamen jedoch wesentlich profaner, indem sie Eichengehölze bildeten, die im Mittelalter der Schweinemast dienten. Im 18. Jahrhundert wurden sie als „*Bullenwiese*“ genutzt. 1831 erfolgte eine Aufforstung mit Kiefern.

Schweinsort („*Swiensuurth*“) (*Flurkarte Nr. 203*): Flurname für einen Teil des Forstreviers Waren-Tannen (Abt. 34) gegenüber dem Burgwall bei „*Beerbooms Brink*“. Wossidlo (181) war der Ansicht, daß der Name von christlichen Priestern zur Verunglimpfung einer Stätte des „*Siwa-Kultes*“ gewählt wurde. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß hier ursprünglich ein Eichenmischwald vorhanden war, der der Schweinemast gedient hat. Allerdings deutet der Fischereizug „*Kremmel-Zug*“ (= *Chrami*, *Kremel*, *Tempel*) eher in die Richtung der Deutung von Wossidlo.

Seebänken (*Flurkarte Nr. 204*): Der Name leitet sich wahrscheinlich ab von „*Bänke*“ oder „*Blenke*“ = Das Spiegeln von Wasser (im Frühjahr ?) nach der Schneeschmelze (182). Vermutlich bewirkten die tonigen und anlehmigen Böden des Buchen-Eichen-Mischwaldes im Frühjahr eine Staunässe, die zu der Namensgebung führte. In diesem Zusammenhang ist auf die „*Seebänken*“ bei Wredenhausen (D.V.K.) und auf die „*See-Bläcke*“ bei Stavenhagen (Karte Balsleben 1726) zu verweisen.

Seehof (*Flurkarte Nr. 205*): Auf dem Meßtischblatt Federow (Nr. 2542) war 1881 ein solchermaßen bezeichnetes Gehöft am Verbindungsgraben zwischen Jamker- und Rederangsee verzeichnet.

Seestücken (*Flurkarte Nr. 206*): Diese Ackerstücke waren eingeschlossen zwischen Melzer- und Tiefwareensee, Lehmkuhlenbruch und Werder (Chronik p. 38). Praktisch bildeten sie die Ackerflächen auf der Schwalbenberg-Landzunge (s. a. *Werderseestücke*).

Senfmühle („*Sempmoehl*“) (*Flurkarte Nr. 207*): Diese Mühle lag nach der Flurkarte von 1726 vor Eldenbrug.

Seyerwiesen (*Flurkarte Nr. 208*): Die Bedeutung des Flurnamens ist unklar. Die Seyerwiesen lagen vor dem „*Alten Thor*“ und erstreckten sich vom Jungfernstieg entlang der Beke bis zum Kietz. Vielleicht liegt bei dem Namen eine Korrumpierung aus „*sück*, *sieck*“ = Niedriges, sumpfiges Wiesenland (*sick*) vor (vgl. zum Beispiel „*Sekenwisch*“ bei Grevesmühlen). Ferner gab es dort einen „*Sey-Zapfen-Schlag*“. Möglich wäre auch eine Ableitung aus dem Slawischen von „*sucica*“ (= trocken) oder aus dem Niederdeutschen von „*Seyen*“ (= Milch durchsehen). Nördlich von Loppin lagen die „*Sey-Tannen*“ (Karte Wiebeking Nr. 32). Zu denken wäre auch noch an eine Ableitung von „*Seggenwisch*“. Eine Deutung des Namens ist nicht möglich.

Schwenzin: Schon bei der Stiftung der Warener Pfarrkirche (De Olle Kerk) muß Schwenzin (Swanzyn) als Pfarrgut der Kirche zugewiesen worden sein. Der Name spricht dafür, daß es sich in slawischer Zeit um ein kultisches Gebiet gehandelt hat (Vgl.

„Dorfstelle“). Ein weiteres Indiz hierfür ist die offenbar schon seit Gründung der Stadt bestehende Zuordnung von Schwenzin zur Pfarrkirche von Waren, denn es war mittelalterlicher Brauch, daß bei den Eroberungen im Rahmen der Wendekreuzzüge, der Besitz der slawischen Geistlichkeit den christlichen Kirchen zugesprochen wurde. Auf der Flurkarte von 1726 findet sich die Eintragung „das Swenzin-Feld“.

Siebenfelderwirtschaft: Nach der Chronik (p. 17) war im Jahr 1766 diese Wirtschaftsweise bereits eingeführt. Die 7 Schläge setzen sich wie folgt zusammen:

1. Alter Falkenhagener Schlag: Alt-Falkenhagen (3), Buchenholzstücke (22), Vielister Hufen (234)
2. Kleystücken-Schlag: Der Morgen (123), Schmachthäger Querkaveln (193), Langfeld (111), Ortstadtholz (143), Abelgönne (95), Kleystücke (95), Sandstücke (182), Godower Querkaveln (62), Schuhmackerkämpen (197), Scharfenbäume (188)
3. Mittel-Schlag: Vielister Höhen (103), Wullenwinkel (255), Kuhdamm (103).
4. Neuer Falkenhagener-Schlag: Zweiruthenstück (261), Werderstücke (248), Drittelhalbruthenstücke (34), Lehmkuhlen-Stüde (113), Hopfenbruch (79), Krambruch (98), Brückenstücke (21), Dorfstellen
5. Eldenholzs Schlag: Mewenbruch (120), Eldenholzstücke (39), Mühlenbruch 128, 185), Krummer See (102), Eldenburg, Alt-Wahren (160/161), Teschenberg, Stiefmöhme
6. Dammfeld-Schönfeld-Schlag: Dammfeld (29), Schönfeld (196), Hinnenfeld (75), Priesterwiese (156), Pfennigsberge (148),
7. Eichholz-Schlag: Eichholz (37), Galgenberg (55), Harzgrund (71), Stadtschreiber-Ort (211).

Sperlingsberg (Flugkarte Nr. 209): Untiefe in der Außenmüritz vor Sembzin.

Spritzenhaus: Es stand nach Angaben der Chronik (p. 25) bis Ende des 18. Jahrhunderts mitten auf dem „Alten Markt“, wo vordem das „Alte Armenhaus“ beziehungsweise das „Alte Rathaus“ gestanden hat.

Slone: Die „terra slone“ oder „terra zlone“ wurde erstmalig urkundlich im Jahre 1218 erwähnt (MUB 240). Das Land muß den Umständen nach jedoch bereits wesentlich älter gewesen sein. Den Namen erhielt das Land von der gleichnamigen Hauptburg am Torgelower See. Der Name wandelte sich von „Zlone“ 1218 (MUB 240) über „Slone“ 1331 (MUB 5226), 1382 (MUB 11391) und „Schlawe“ 1400 (MUB 13566) zu „Schloen“ 1648 (Kirgsarkivet Stockholm - Karte).

Specker Tor: Dieses Tor, später auch „Wasserpforte“ genannt, lag am südlichen Ende der Marktstraße an der Einmündung zur Müritzstraße.

Spukloch (Flugkarte Nr. 210): Bezeichnung für eine Lagune im Vorland von Müritzshof am Ostufer der Müritz, die nach der letzten Wasserspiegelsenkung von 1831 entstanden ist. Entstehung und Bedeutung des Flurnamens sind unbekannt (Abb. 26).

Stadtschreiber-Ort („Stadtschriewer-Uurth“) (Flurkarte Nr. 211): Es war der Name für ein Ackerstück am Ende des Eichholzschlages, begrenzt von den Hauskaveln und dem Wookpacksee. Die Benutzung stand wohl stets dem Stadtsekretär zu.

Stadtfreiheiten: Es handelte sich um solche Landstücke, die ehemals Allmende waren. In der Dreifelderwirtschaft war es der Teil der Flur, der zur Weide, Heuwerbung oder zum Holzeinschlag diente. Später war dies Gemeindeland (183). Ein Teil der Häuser vor den Toren war auf der sogenannten Stadtfreiheit erbaut worden (Chronik p.5). Im allgemeinen wurden Holz, Seen und Brüche von der Stadt als „Stadtfreiheiten“ beansprucht beziehungsweise alle Stücke nach dem landesherrschaftlichen Vergleich von 1766, die nicht Kirchen-, Bürger- oder sonstiger Besitz waren wie Buschremel, Brüche, Moore und Brinke. So gab es an der Federower Scheide die sogenannte „Freie Wiese“ (Flurkarte von 1726).

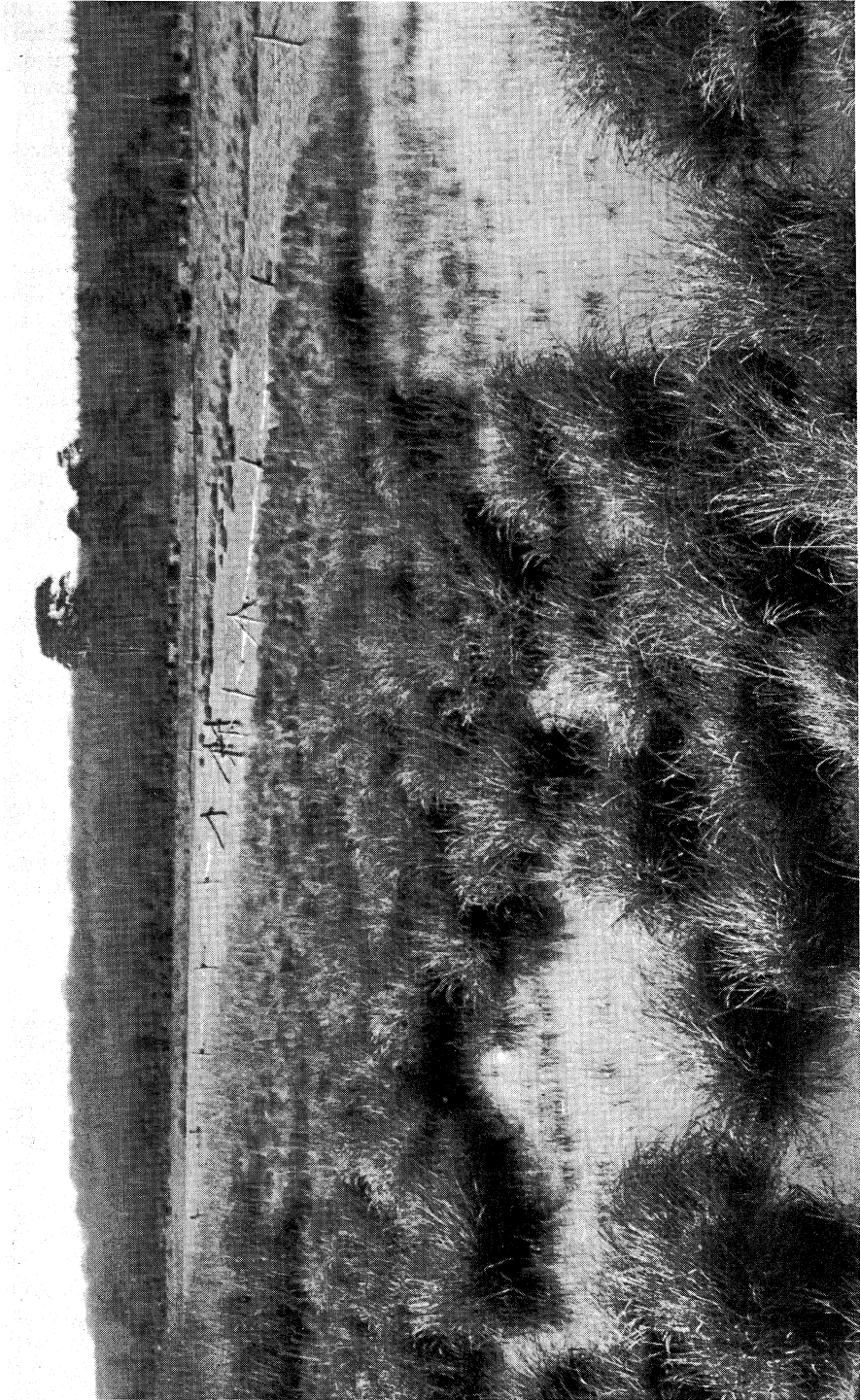


Abb. 26: Das „Spukloch“ bei Müritzhof am Ostufer der Müritz (Foto K.H. Moll)

Stadtjägergarten: Dieser Garten lag zwischen dem Weg am Neuen Graben und dem Tiefwarenssee. Er gehörte früher als Wiesenbrink zur Stadtfreiheit und war ab 1806 Gartenland.

Stadtsprechergarten: Er wurde auch Ausschußbürgergarten genannt. Dieser Garten lag an der Trift nach den Ecktannen zwischen Papenberg und Großer Gasse.

Starkewitz: Untergegangenes Dorf bei Schönau, das 1316 aufgeführt wurde. 1402 war ein Hennecke von Starkewitz genannt worden.

Steenfurthsbarg: Flurname bei Sembzin, zweifelsfrei niederdeutscher Herkunft (184).

Steinbrink (Flurkarte Nr. 212): „Brink“ hatte ursprünglich die Bedeutung von „Rand“, bedeutete aber auch „höher liegendes Grasstück“ oder auch „Hügel“. Es war zum Zweck der Grenzziehung unbebautes Land, das auch zur Weide benutzt wurde, also eine Art von „Grenzhügel“ (185).

Stepenitz (Flurkarte Nr. 213): Wahrscheinlich abgeleitet vom slawischen „stipenicza“ (= sumpfige Wiese 186). So gab es eine „Stepenitz“ bei Grabenitz am Südufer des Kölpinsees.



Abb. 27: Feldfluren am „Streitacker“ an der Torgelower Scheide vor den „Seebänken“
(Foto H. Schröder)

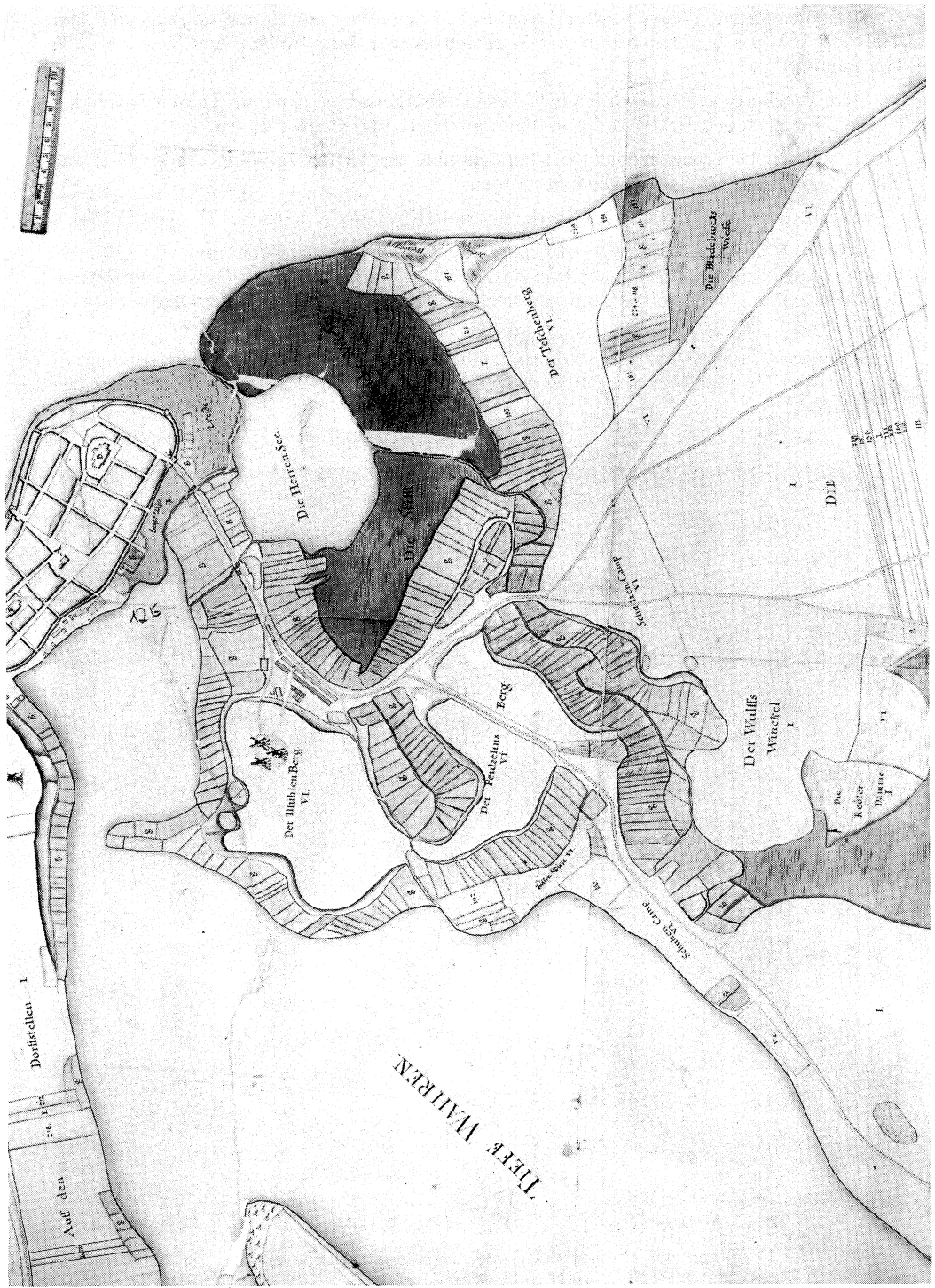


Abb. 28: Ausschnitt aus der handgezeichneten Flurkarte Nr. I von F. C. Balsleben aus dem Jahre 1726 mit der „Stifftmühmischen Wiese“.

Stinthorst (Flurkarte Nr. 214): Flurname für eine Halbinsel vor Altwahren, die nur bei Niedrigwasser trockenen Fußes zu erreichen war. Sie ist bereits in mesolithischer Zeit besiedelt gewesen (187). Der Flurname ist eindeutig niederdeutsch. Auf der Flurkarte von 1726 findet sich die Bezeichnung „Wohswerder“ oder „Lohswerder“ (unleserlich).

Stiten: Untergegangenes Dorf zwischen Garz und Hagenow, 1474 wüst.

Streitacker (Flurkarte Nr. 215): Dieser Acker lag an der Torgelower Scheide. Er wurde Anfang des 18. Jahrhunderts im Wege eines Vergleiches von der Stadt an das Gut Torgelow verkauft. Vorher hatte die Stadt wohl seit dem 17. Jahrhundert bis zu einem voraufgehenden Vergleich im Jahre 1758 mit dem Grafen Hahn auf Torgelow um die Besitzrechte prozessiert. (Abb. 27)

Streitort („Strietuurth“) (Flurkarte Nr. 216): Er lag an der Scheide zwischen Sembzin und Sietow an der Müritz (D. V. K.). So gab es beispielsweise auch eine „Streit-Breite“ bei Below (D. V. K.).

Stiefmöhme („Stiffmuhme“) (Flurkarte Nr. 217): Flurname für die Wiesen um den Herrensee. Zunächst wäre zu denken an eine slawische Wurzel, etwa in der Form von „stipa muca“ (= Lange Fluß- oder Niederungsbrücke) (188). Einleuchtender ist indessen eine niederdeutsche Ableitung von „Stief, Steff“ (= zäh, steif, kräftig = holländischer Ausdruck!) und von „Mudde“ (= Schlamm) (189). Dieser Ausdruck war um 1660 noch in Niedersachsen üblich. Der Flurname muß den Umständen nach sehr alt sein. Er läßt zwei Schlußfolgerungen zu. Einmal muß zu Beginn der Kolonisation das Herrenseegebiet ein ausgedehnter Sumpf gewesen sein und zum anderen trafen sich im Gebiet von Waren wohl zwei Siedlerströme und zwar sowohl aus Richtung West (Schleswig-Holstein) als auch aus Südwest (Niedersachsen). Auf der Flurkarte von 1726 ist die Bezeichnung „Stiffmuhme“ verwendet worden (Abb. 28) (190).

Stück: Das „Stück“ Acker war die Einteilung des Gewanns, Blockes oder Schrages nach der Zahl der Anteilhaber (Neumann).

Stüde: Der Flurname ist in seiner Bedeutung nicht eindeutig erklärbar. Möglich ist eine Ableitung von „Stubben“ (vgl. „Stüburg, Stübenburg“) (191). Auch von „Stüveke“ = Stubben wäre eine Ableitung denkbar (192). Dies würde einen Zusammenhang mit der Rodungstätigkeit beinhalten. Zutreffen könnte indessen auch eine Ableitung von „Stübbe“ (= Reste eines Holzmeilers) (193). Es könnte sein, daß vor Zeiten hier einmal ein Holzmeiler gestanden hat. Eine Ableitung von „Stepenitze, Stubenitze“ = Stub = Born, Quelle erscheint weniger wahrscheinlich, ebenso von „Stüveke“ = Stuve = Sumpf oder sogar von „Studzonka“ = Wiese beziehungsweise von „Studnicza“ = Quellenbrunnen. Es gab auch einen „Lehmkuhlen-Stüde“ (Stunde?). Bei Lexow gab es den „Stüdeberg“ oder bei Schwasdorf die „Stubben-Wiese“ (D. V. K.).

Stüdekämpfen (Flurkarte Nr. 218): Vielleicht trifft eine Ableitung von „Stübbe“ = Reste eines Meilers zu. So gab es bei Harzburg einen „Stübben“-Kamp.

Swenzin-Feld (Flurkarte Nr. 219): Dieses Feld war auf der Flurkarte von 1726 an der Damerower Scheide verzeichnet (vgl. Schwenzin = Swanzyn).

Tappen-Uurth (Flurkarte Nr. 220): Untiefe in der Außenmüritz vor Müritzhof.

Tappenwinkel (Flurkarte Nr. 221): Untiefe in der Außenmüritz vor Gotthun.

Taternberg-Schlag (Flurkarte Nr. 222): Tatern waren im Mittelalter Zigeuner. Der Schlag auf der Flur des Kämmereigutes Alt-Falkenhagen (D. V. K.) deutet an, daß hier den Zigeunern einstmals ein Aufenthalt zugewiesen worden war. So gab es auch einen „Tatern-Kut“ bei Grevesmühlen oder einen „Taternbruch“ bei Harzburg.

Teschenberg (Flurkarte Nr. 223): Der Flurname ist nicht erklärbar. Denkbar ist eine Ableitung von „tesnina“ = Engpaß oder von „tesniza“ = eng, dicht gedrängt (194).

Vielleicht käme auch „tnawz“ (= Berg mit wenig Kiefern in Betracht (195). In jedem Fall scheint eine slawische Wurzel vorzuliegen, die jedoch nicht mehr erkennbar ist. Nach der Chronik (p. 42) wurde der Teschenberg als „Ablageplatz“ für den Scharfrichter genutzt.

Teerofen (Flurkarte Nr. 224): Der Teerofen lag im 18. Jahrhundert am Eingang der Ecktannen an der Specker Landstraße. Ob dies auch schon vordem der Fall war, ist unbekannt. Dem Namen nach hat er vielleicht einstmals am „Stüde“ gelegen. Unweit vom Teerofen lag der „Spehrs-Kamp“ (wohl personenbezogener Name aus dem 18. Jh.).

Teufelsbruch (Flurkarte Nr. 225): Der Flurname ist in Norddeutschland weit verbreitet. Neben dem Teufelsbruch in den Ecktannen gab es beispielsweise auch ein Teufelsbruch bei Penzlin (D.V.K.). Es hat den Anschein, daß dieser Name während der Christianisierung eingeführt wurde, um slawische Kultstätten zu verunglimpfen. Bei einer Betrachtung der Sagen fällt auf, daß der Feißneck-Burgwall, der Nesselberg, der Wienpietsch-, der Moorsee mit dem Teufelsbruch (Schimmelreiter-Sage), das Hinnenfeld (vielleicht mit der Tempelburg Rethra) und der Rederangsee in slawischer Zeit in einem kultischen Zusammenhang gestanden haben müssen. Wossidlo führte die Häufung der Kultstätten um Waren, bei der er eine nördliche Gruppe (Werder, Heistersteine, Flinswerder), eine westliche Gruppe (Schweinzin, Altwahren, Eldenburg) und eine südwestliche Gruppe (Nesselberg, Papenberg, Harzgrund, Burgwall, Wienpietsch, Teufelsbruch) unterschied, auf den Umstand zurück, daß es sich hier um Grenzheiligtümer der Obotriten (Warnaber) und Luitizen (Tolenser) gehandelt habe. Der von ihm noch genannte Stamm der Müritzer siedelte anscheinend jedoch weiter südlich auf dem Gebiet des späteren Landes Turne und vielleicht auch noch auf dem Territorium des alten Landes Vipperow.

Tenebrosa Sylva: Alter Flurname für den sogenannten „Düsteren Wohld“ am Ostufer der Müritz, erstmalig 1274 urkundlich erwähnt (MUB 1342). Der „Palus sylva tenebrosa“ (196) wurde in seinen Abmessungen exakt beschrieben. Er blieb bei den Rodungsarbeiten offensichtlich ausgespart. Er muß zu Beginn des 12. Jahrhunderts bereits weitgehend vernäßt gewesen sein. Dies war wohl bedingt durch den inzwischen erfolgten Anstau des Wasserspiegels infolge des Baus von Aalfängen und Mühlenwehren, wodurch schätzungsweise eine Erhöhung um rund 1,50 m erfolgte. Bis ins späte Mittelalter hielt dieser Zustand an. Noch auf der Karte von Mercator aus dem Jahre 1553 wurde das ganze Ostufer der Müritz als „Im Erlenbrook“ bezeichnet.

Tharnowsche Furt (Flurkarte Nr. 226): Dieser Name war mit Sicherheit mit dem Flurnamen „Scharnow“ identisch. Es muß offen bleiben, ob die Schreibweise bei Balsleben (1726) oder die Bezeichnung in der Chronik (p. 42) zutrifft.

Tiefwareensee: Der Name ist anscheinend schon sehr alt. Bereits 1399 hieß es „Deepe Warne“ (MUB 13441). Die Herkunft des Namens ist unklar (vgl. Waren, Warne). Der Sage nach soll im Tiefwareensee „Alt-Wahren“ versunken sein (Abb. 29) (197).

Torbude: Sie lag vor dem „Alten Thor“ und wurde auch als Thorschreiber und Mühlenschreiberhaus bezeichnet (vgl. Abb. 2).

Topfstedter Kämpen (Flurkarte Nr. 227): Dieser Kamp lag zwischen Kronshörn und Kleystücken. Wahrscheinlich handelt es sich um einen personenbezogenen Flurnamen.

Torfbruch (Flurkarte Nr. 228): Das „Torfbruch“ lag vor dem „Neuen Thor“ im Kleystückenschlag zwischen den sogenannten Kley- und Sandstücken. Daneben gab es noch eine Reihe anderer Torfstiche (Klein-Gievitzer-Moor, Postmohr, Papendämme, Teufelsbruch, Großes Bruch u. a. m.).

Torfstättenkämpen (Flurkarte Nr. 229): Dieser Kamp grenzte an den Gerdeskamp und an den Kronshörn-Acker im Kleystückenschlag. Er verlief links vom Schmachthäger Weg und rechts bis zum Steinbrink. Der Flurname hing sicherlich mit dem „Torfbruch“ zusammen.



Abb. 29: Der „Tiefwareensee“. Im Hintergrund von links nach rechts: „Amsee“, der „Troyenkamp“, der „Werder“ mit „Schwalbenberg“ und „Lehmkuhlenbruch“, der „Melzer See“, die „Dorfstellen“ und der „Stüde“. (Foto P. Boldt)

Trog: War ursprünglich die Bezeichnung für „Mulde, Wasserloch“ (198). Später bezeichnete man mit dem Flurnamen abgelegene Wiesen und Äcker. So gab es einen „Trog“ bei Harzburg oder einen „Trog in den Aimm-Klippen“ bei Baumgarten (Wiebeking, Karte Nr. 33) (199). 1306 hieß ein Gewässerteil der Müritz „Der Trog“ (Westufer) (200).

Trogannen (Flurkarte Nr. 230): Sie lagen in den „Kirchentannen“ (vgl. „Waren“ p. 6, Abb.).

Torschreiberhaus: Synonymer Name für Torbude. Als Errichtungszeitraum kommt das 15. oder 16. Jahrhundert in Betracht.

Trift: Der Name leitete sich ab vom niederdeutschen „Viehtrift, Treiben“. Im Niedersächsischen findet sich der Ausdruck „Driebe“ (Königslutter). Es gab nach der Chronik eine Trift in Richtung Ecktannen (Am Seeufer) und eine Trift in Richtung Eldenburg (Kietz-Majorseck). Ebenso gab es eine „Federower Trift“ (Chronik p. 18).

Troyenkamp (Flurkarte Nr. 231): Es handelte sich vermutlich um einen personenbezogenen Flurnamen. In der Contributionsliste aus dem Jahre 1633 führte ein Bürgermeister den Namen „Troie“, teilweise auch „Troy“ geschrieben. Der Troyenkamp lag am Werder. Es ist wahrscheinlich, daß sich der Personennamen „Troy“ von „Trog“ ableitet. Der Kamp wurde um 1800 mit Eichen aufgeforstet (Abb. 30).

Tweensoll (Flurkarte Nr. 232): „Tween“ ist ein alter niederdeutscher Ausdruck für „Enge, schmaler Weg zwischen zwei Hecken, Häusern usw.“. Im vorliegenden Falle verlief der Weg zwischen zwei Söllen hindurch (201). Eine ähnliche Bedeutung hinsichtlich „Verzweigung“ hatte „Twääl-“ (z. B. „Twäälhoog“ als Tiefenname in der Müritz (Schabow).

Vielister Hasenkämpe (Flurkarte Nr. 233): Dieser Acker war umschlossen vom Pfarrgut Schwenzin, dem Mewenbruch und den Eldenholzer Hauskabeln.

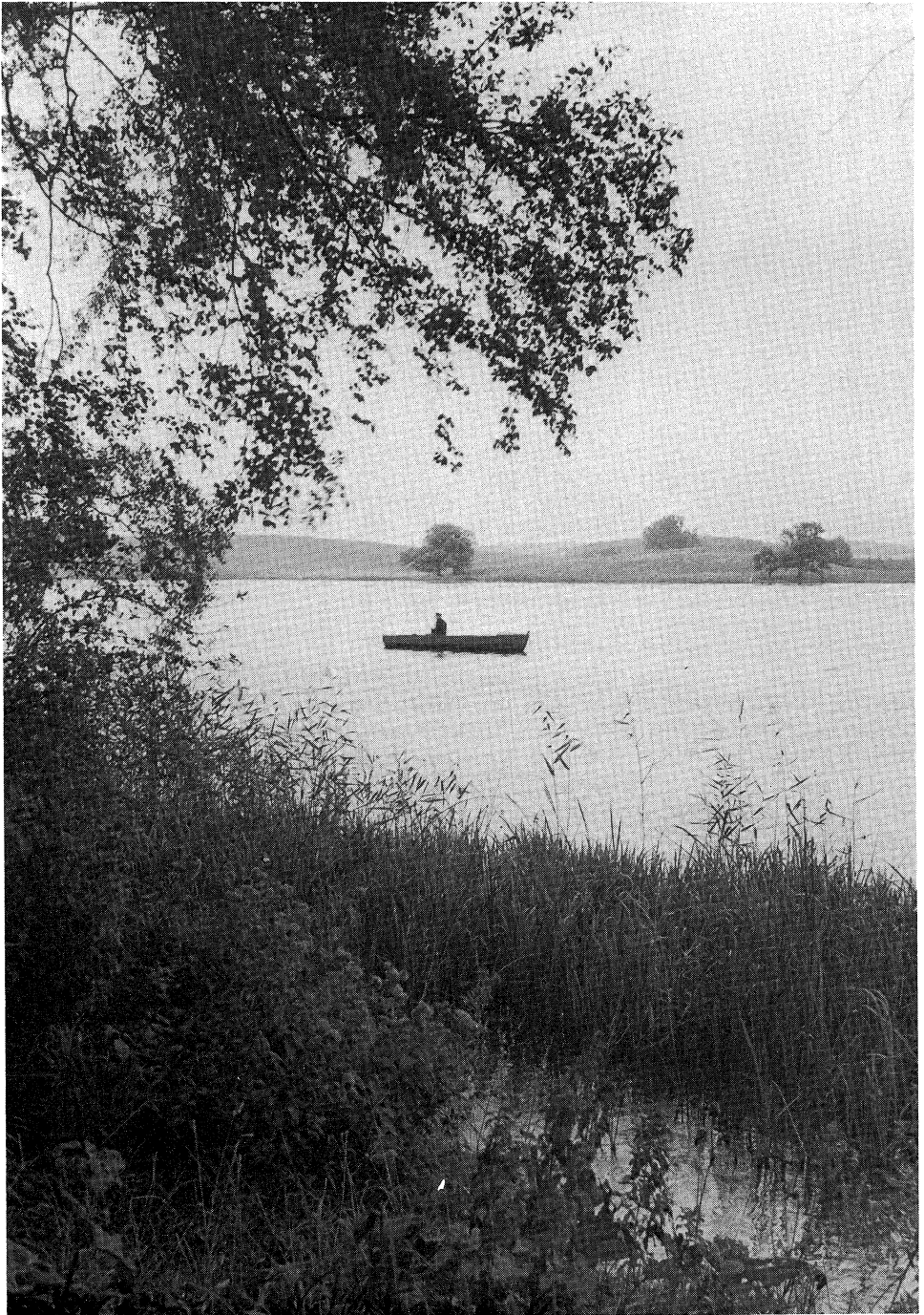


Abb. 30: Blick von „Amsee“ über den Tiefwaren auf den „Troyenkamp“ und die „Bullenwiese“
(Foto K. H. Moll)

Vielister Höhen: Diese Ackerstücke gehörten zum sogenannten „Mittelschlag“ (Chronik p. 17).

Vielister Hufen (Flurkarte Nr. 234): Diese Ackerstücke gehörten zum Alt-Falkenhäger-Schlag (Chronik p. 17). Teilweise rechneten sie zu den Vielister Höhen.

Vielister Krügerstück (Flurkarte Nr. 235): Es verlief von den Buchen quer durch die „Vielister Räumung“ (vgl. Nr. 184).

Vielister Mühlenweg (Flurkarte Nr. 236): Er verlief von Waren nach Vielist. An ihm lag der Sandkrug.

Vielister Moor (Flurkarte Nr. 237): Auf der Flurkarte aus dem Jahre 1726 noch verzeichnet. Im 19. Jahrhundert wurde das Gebiet melioriert und in Wiesen umgewandelt.

Viere: Name für ein wüstes Dorf am Lauban. Das Dorf war bereits 1555 wüst. Der Name leitete sich ab von „Vir“ (= Wald) (202). Nördlich von Loppin lag das „Viersche Feld“. Bei Deven gab es die „Viersche Wiese“ (D.V.K.).

Villenkamp (Flurkarte Nr. 238): Der Flurname ist nicht deutbar. Er könnte abgeleitet sein von „Vir-, Vierekamp“ (= Waldkamp) oder auch von „villa campus“ (= Dorfkamp, Dorfanger?). Der Kamp lag zusammen mit dem Aschenführerkamp und dem Grützmacherkamp rechts am Schönauer Weg am Ende der Falkenhäger Hauskabeln. Vielleicht lag hier einst das ehemalige „Geringstorf“. Der Kamp war um 1800 bereits aufgeforstet.

Voßkamp (Flurkarte Nr. 239): Der Kamp lag links am Gievitzer Weg vor den Seebänken (Chronik p. 39). Der Name war abgeleitet vom niederdeutschen „Voß“ (= Fuchs).

Voßkuhle (Flurkarte Nr. 240): Die „Voßkuhle“ erstreckte sich vom Hafen bis zur Seeuferstraße. Der Flurname ist anscheinend sehr alt. Schon 1229 (MUB 371) wurde für die Gemarkung Wargentin am Malchiner See anlässlich einer Grenzbeschreibung der Ausdruck „Vosgroven“ verwendet.

Waren („Warne, Wahren“): Die Stadt Waren wurde zwischen 1217 beziehungsweise 1218 und 1226 während der Regierungszeit von Fürst Heinrich Borwin d. II. gegründet. Dieser werlesche Fürst hat mehrere Stadtgründungen während seiner Regentschaft vorgenommen (Güstrow, Plau, Röbel, Penzlin, Krakow, vielleicht auch Alt-Malchow). Zunächst wurde in Waren die Altstadt errichtet. Die Neustadt dürfte erst rund ein Jahrzehnt später gefolgt sein. Die Deutung des Stadtnamens erweist sich als schwierig. Kühnel (203) leitete ihn ab aus dem Slawischen „vranu“ (= Krähe, Krähenort). Raumer (204) meinte aus der Schreibgleichheit bei der Provinz „Warnow“ (Warne), dem Stammland der Warnaber und der mittelalterlichen Schreibweise des Stadtnamens „Warne“ ableiten zu können, daß dies maßgeblich für die Namensgebung gewesen sei. Er folgerte daraus, daß der Grenzverlauf zwischen den Provinzen „Warne“ und „Tolenz“ an der Ostpeene verlaufen sei. In dieser Annahme folgte ihm später Wigger. Gegen diese Auslegung müssen jedoch Bedenken angemeldet werden (205). Nach einer anderen Lesart könnte in dem Stadtnamen der Geschlechtername des Locators erhalten geblieben sein, denn Vertreter des Geschlechtes „Warnow“ (Warne) sind mehrfach urkundlich erwähnt (MUB 1374). In diesem Zusammenhang ist darauf zu verweisen, daß Kühnel beispielsweise für Röbel oder Penzlin eine ähnliche Deutung vorgelegt hat. Auch bei Plau oder bei Parchim ist diese Deutung denkbar, denn die Geschlechter derer von „Plawe“ (wie sich auch Plau im Mittelalter schrieb) und derer von „Parchem“ (Parchim) wurden bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts für die Mark Brandenburg bezeugt. Der Name des Tiefwareensees („Deepe Warne“) dürfte sich vom Stadtnamen ableiten. Die Sage von dem versunkenen „Altwahren“ im Tiefwareensee deutet vielleicht an, daß dieser See bereits bei der Gründung zur Altstadt gehört hat (206).

Die noch 1478 verwendete Bezeichnung „Tutschen Warne“ (Deutsch-Warne) schließt zwangsläufig das einstmalige Vorhandensein eines „Wendisch-Wahren“ ein. Dies war mit

einiger Sicherheit das frühdeutsche Dorf am Westufer der Binnenmüritz bei „Altwaren“. Aufgrund der bisherigen archäologischen Funde liegen keine Anhaltspunkte dafür vor, daß schon 1218 hier eine Stadt als Vorläufer gelegen hat. Vielmehr sprechen alle Anzeichen für die Annahme, daß es sich um ein ehemaliges Dorf gehandelt hat (Corpus Arch. 57/81, 57/84). Auch in einer nicht mehr auffindbaren älteren Chronik (207) war von einem Dorf die Rede. Aus diesem Grunde ist sicherlich die bei Balsleben (1726) verwendete Flurbezeichnung „Alte Dorpstätter“ zutreffend gewesen.

Die Ausdehnung der Feldmark bei Gründung der Altstadt ist unbekannt. Wahrscheinlich gehörten ursprünglich der Eldenholzschlag, der Mittelschlag und der Buchenschlag zur Altstadt. Wahrscheinlich kamen der Kleystücken- und der Eichholzschlag bei der Vereinigung von Alt- und Neustadt durch Fürst Nicolaus von Werle (1229–1277) zwischen 1260 bis 1270 zur Stadtfeldmark (208). Unter Nicolaus d. I. muß die Stadtfeldmark ihre größte Ausdehnung erreicht haben. Wahrscheinlich hat die Stadt Waren ihren Anteil am Wohld bereits vor 1226 durch Fürst Heinrich Borwin d. II. verliehen bekommen. Dieser Anteil war gegenüber dem Röbeler Wohld jedoch verhältnismäßig klein. Der größere Teil der Wohld gehörte im Mittelalter stets der Stadt Röbel. Erst im 14. und 15. Jahrhundert, mit dem wirtschaftlichen Erstarken der Stadt kamen die Dörfer Gleiwitz, Melz, Haselow, Hinnberg, Paklowe, Schönberg, Lübow, Kassebodendorf, Gemekenhagen und Jamen mit ihren Fluren an die Stadtfeldmark.

Walkmühle: Die alte Walkmühle lag Ende des 18. Jahrhunderts vor dem „Neuen Thor“ auf dem Stüde. Sie brannte um 1800 ab und wurde danach am Hafen neuerrichtet. Wegen des einsetzenden Fischsterbens mußte sie jedoch bald wieder geschlossen werden. Eine weitere Walkmühle lag am Mühlenteich in der Großen Falkenhäger Wiese. Sie wurde 1633 in der Contributionsliste gesondert erwähnt und war demzufolge zu der Zeit in Betrieb. Auch 1726 war dies noch der Fall.

Wallberg (Flurkarte Nr. 241): Der Berg lag bei Alt-Schönau an der Stadtfeldmarksgrenze (209). Ob er früher eine vorgeschichtliche oder mittelalterliche Befestigungsanlage getragen hat, ist unbekannt. Dem Namen nach wäre es zu vermuten. Vogel verwies für Bayern auf Wortstämme wie „Waldberg“ oder „Walmburg“ (Heuschloberberg), was als Deutung im vorliegenden Fall wohl ausscheidet.

Washegen-Mühle: Diese Mühle lag zwischen Schwasdorf und Dratow (MUB 11424). Der Name ist nicht deutbar, vielleicht war er personenbezogen.

Warenscher Schlamm („Worensch Slamm“): Das städtische Gehöft wurde Mitte des 19. Jahrhunderts an der Grenze zwischen Warenschem und Boeker Wohld errichtet. Unmittelbar neben dem „Warenschen Schlamm“ lag der „Boeker Schlamm“. Der „Warensche Schlamm“ war bereits 1950 baufällig und wurde nach 1960 abgebrochen.

Warenscher Wohld („Worensch Wohl“) (*Flurkarte Nr. 242*): Dieser Teil der Wohld muß der Altstadt von Waren bereits bei ihrer Gründung von Fürst Heinrich Borwin d. II. zwischen 1218 bis 1226 verliehen worden sein. Dies ergibt sich aus einer Privilegienbestätigung durch den werleschen Fürsten Nicolaus d. II. im Jahre 1292. Die Grenzen blieben bis zum Vergleich mit der Stadt Röbel im Jahre 1791 praktisch unberührt. Das Gehöft „Warenscher Wohld“ wurde um 1850 auf der sogenannten „Wohldischen Horst“ errichtet. (Abb. 31).

Warensche Maschwiese (Flurkarte Nr. 243): Diese Wiese lag an der Grenze zur Behrenshorst in der Klinker Gutsforst. Die Flurnamen „Masch“ oder Mersch“ sind niederdeutschen Ursprungs und bedeuten eigentlich „Wiese“ oder „Weide“ (220). „Mersch“ soll der westfälischen Mundart entsprechen (211). Die Deutung „Wiese“ oder „Weide“ ist für die Warensche Maschwiese sicherlich ebenso zutreffend wie für die Maschwiese bei Grabenitz am Kölpinsee (D.V.K.). Hinsichtlich der bei Röbel liegenden „Mersche“ dagegen bleiben Fragezeichen. Hier wird in einer Urkunde (MUB 3349) im

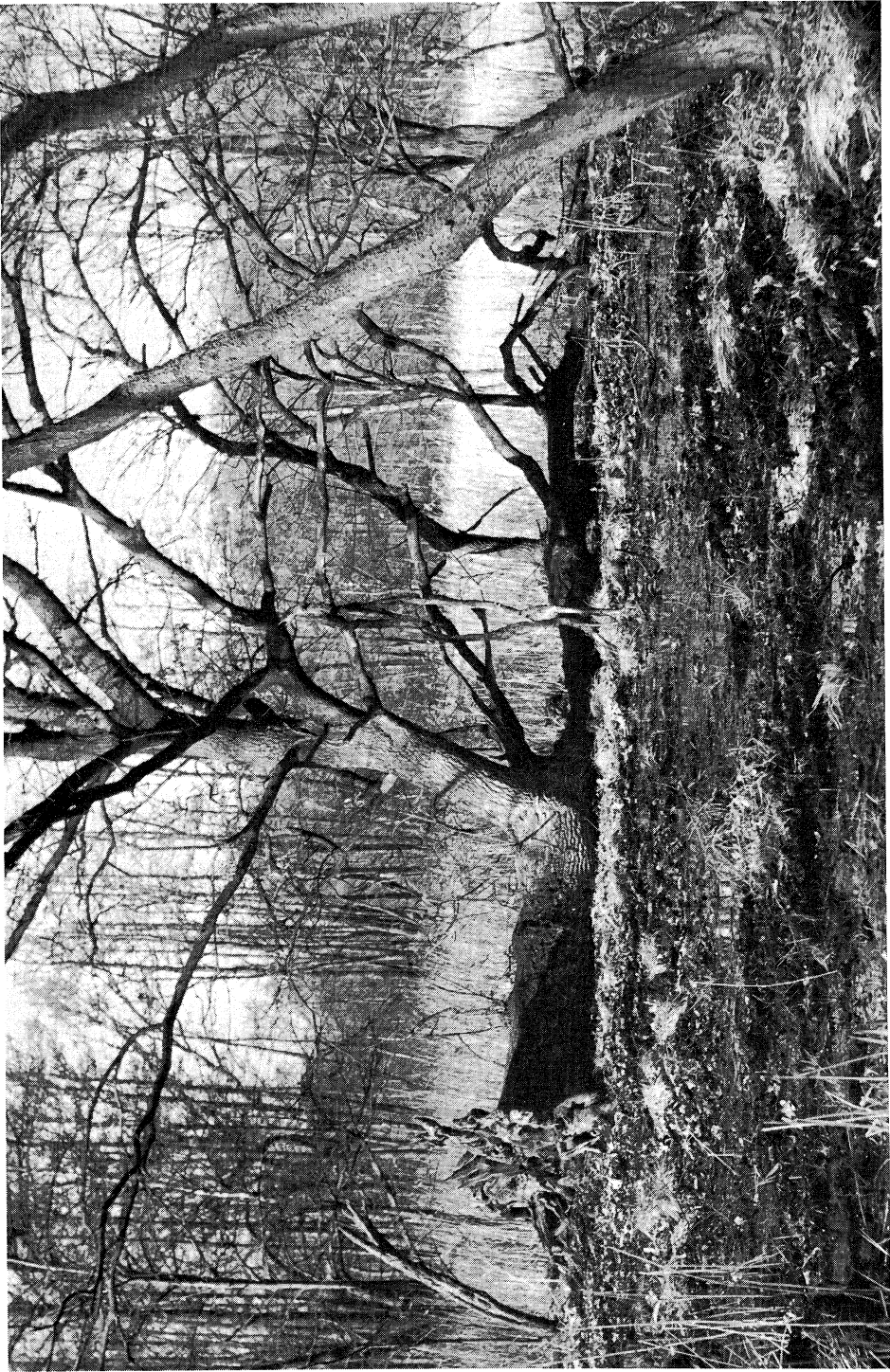


Abb. 31: Im „Warenschen Wohld“ (Foto: K. H. Moll)

Jahre 1309 gesagt, daß Brennholz aus der „Mersche“ geliefert worden ist. Möglicherweise liegt bei diesem Flurnamen eine Korruption aus dem slawischen „mjeza“, „mecza“ (= Grenze) vor, vielleicht der Rest des einstigen großen Grenzwaldes zwischen der „terra malchow“ und der „terra veprowe“. (212)

Warensberg (Flurkarte Nr. 244): Dieser Flurname ist nicht eindeutig deutbar. Man könnte an eine slawische Wurzel, etwa in Form von „vranubog“ (Warneberg) = Rabengott, „Schwarzer Gott“ (Zcarnebog“) denken. Wahrscheinlich ist jedoch eine Ableitung von „Warnekenberg“ (= Wahren, warnen, spähen) (213). So gibt es beispielsweise einen Warnekenberg bei Helmstedt. Auch in Mecklenburg war dieser Flurname verbreitet, so zum Beispiel der „Warensberg“ bei Penzlin, am Mühlensee bei Ankershagen oder bei Suckow am Plauer See (D.V.K.). Es gab ähnlich lautend einen „Wartberg“ (Wartberch) oder „Wardenberg“ bei Braunschweig beziehungsweise einen „Wardenberg“ bei Magdeburg (214). Auch ist auf den „Wahrsberg“ bei Sternberg zu verweisen. Alle angeführten Beispiele unterstreichen, daß eine niederdeutsche Ableitung in Form des „Wahrsberges“ (Ausschau, Wahrnehmung, Beobachtung) wohl zutrifft.

Waitzenberg (Flurkarte Nr. 245): Es handelte sich um einen Schlag auf der Flur des Kämmereigutes Alt-Falkenhagen im Jahre 1787. Auf dieser Flur gab es auch einen Berg gleichen Namens zwischen Alt-Falkenhagen und Schönau (Meßtischblatt Federow Nr. 2542). Wahrscheinlich liegt eine Ableitung von „Weizenschlag“ (= Weitenlag) vor.

Warnker See: Der See gehörte im 17. und 18. Jahrhundert zum Gut Kargow. Ebenso wie beim Moorsee waren die Besitzverhältnisse bei den Beratungen einer großherzoglichen Kommission 1710 jedoch anscheinend unklar. 1818 erwarb die Stadt den See käuflich zurück. Auf der Flurkarte von 1726 wurde er als „Warneken-See“ bezeichnet. Auch Darjes (215) nannte ihn 1765 so. Die Deutung des Namens bereitet Schwierigkeiten. So wäre eine personenbezogene Ableitung in Form von „Warneke“ oder „Warnike“ möglich. Des weiteren wäre ein Zusammenhang mit dem mittelalterlichen „warneken“ im Sinne von „Wahrnehmen, Aufpassen, Spähen“ denkbar. Der See hieß im Mittelalter wohl „Warneze“. Vielleicht ist in dem Namen ein Hinweis enthalten gewesen, der auf die ursprüngliche Zugehörigkeit zur Stadt hindeutet.

Warnker Ort (Flurkarte Nr. 246): Der Flurname bezieht sich auf einen mit Eichen bewachsenen Vorsprung eines Dünenzuges am Warnker See.

Wedeme: Im Mittelalter allgemein übliche Bezeichnung für das Pfarrhaus oder auch das Pfarrgehöft (216). Das Pfarrhaus („Wedeme“) zu Waren wurde 1379 urkundlich erwähnt (MUB 11182). Es existierten zwei Predigerhäuser. Ein Haus stand am „Alten Markt“. Es zählte als sogenanntes „volles Haus“. Das zweite Haus lag in der Mühlenstraße und wurde als sogenannte „Budenstelle“ bezeichnet.

Werder („Wierhl“) (Flurkarte Nr. 247): Der Name bedeutet sowohl im Slawischen wie im Niederdeutschen („Warid“) „Insel“. Auf der Karte von Wiebeking (Blatt Nr. 40) wurde der Werder noch als Insel bezeichnet. Ungeklärt sind bislang Hinweise von Wossidlo (227), wonach auf dem Werder ein „Schloß“ gestanden haben soll. Möglicherweise war der Werder in slawischer Zeit eine Kultstätte, zumindest ein „heiliger Hain“, der deshalb bei der Rodung ausgespart blieb. Nach alter Auffassung brachte die Vernichtung „heiliger Haine“ Unglück. Die Klärung dieser Frage muß archäologischen Untersuchungen vorbehalten bleiben. Die Bezeichnung „Werder“ für „Insel“ kommt mehrfach vor: Schweinwerder, Behrenswerder, Damerower Werder, Werder am Faulen Ort u. a. m. (Abb. 32).

Werderstücke (Flurkarte Nr. 248): Diese Ackerstücke lagen zwischen dem Schwalbenberg, dem Lehmkuhlenbruch und dem Werder. Sie wurden auch „Werderholzstücke“ genannt.

Werderseestücke: Diese Äcker lagen zwischen dem Schwalbenberg und dem Lehmkuhlenbruch (Vgl. a. Seestücke, Flurkarte Nr. 206).



Abb. 32: Blick vom „Bungenberg“-Ufer über den Tiefwareensee auf den „Werder“ (Foto F. Sudrow)

Weinberg („*Wienberg*“) (*Flurkarte Nr. 249*): Der Name leitete sich vermutlich ab von „Win“ = Futter, Weide oder auch von „Weien“ = Weiden (218). Nicht jeder Weinberg hatte mit Weinbau zu tun. Der spätere Weinberg an der Bahnhofstraße mit dem „Weinbergschloß“ (dem späteren Wohnsitz von Richard Wossidlo), hat seinen Namen wohl erst im 19. Jahrhundert erhalten. Vielleicht ist hier zu irgendeinem früheren Zeitpunkt einmal Wein tatsächlich angebaut worden. Über die Versuche zum Weinbau in Mecklenburg im 16. und 17. Jahrhundert berichtete Schmaltz. Zu diesem Zweck wurden sogar Reben importiert und Küfer aus dem Rheinland angeworben. Im 17. Jahrhundert trug der Berg den Namen „Pentzelinscher Berg“ (vgl. Nr. 147). Ein „Weinberg“ (wohl „Weidenberg“) lag nach der Flurkarte von 1726 am Müritzufer zwischen Kietz und Teschenberg.

Weidenstücke (*Flurkarte Nr. 250*): Sie lagen am Schönfeld beziehungsweise am Feißnecksee.

Westerpforte: Synonymer Name für Kietzpforte. Sie wurde erst im 18. Jahrhundert in die Stadtmauer eingebaut.

Wiewerburg: Ein „Wiewerburg“ lag am Burgwall bei Laschendorf (219). Auch in den Poppentiner Tannen gab es einen „Wiewerburg“. Wossidlo (220) deutete den „Wiewerburg“ als Relikt aus der slawischen Siedlungsepoche. An diesen Orten gab es einstmals Kultstätten, die einer weiblichen Gottheit geweiht waren. Es soll sich um die Göttermutter „Baba“ gehandelt haben.

Wienpietsch (*Flurkarte Nr. 251*): Alter Flurname in den Ecktannen. Ursprünglich hieß das ganze Gebiet vom „Swiensuurth“ bis zum „Roebelschen-Urth“ „Auf dem Wienpietsch“ (Balsleben 1726). Später trugen nur noch zwei kleine Seen diesen Namen. Der Name scheint eine slawische Wurzel zu besitzen (221). Es könnte eine Ableitung von „viku, vika, wejka, wiksol“ = Wiek = Marktort, Vorort vorliegen (222). Hier wäre an den Marktort der Fürstenburg im Feißnecksee zu denken. Vielleicht war es auch der Marktort



Abb. 33: „Wienpietsch“-See in den Ecktannen um 1930 (Foto P. Boldt)

für die große Tempelburg Rethra (bei Müritzhof). Auch das Teufelsbruch („Düwelsbrauk“) würde hiermit zusammenpassen. Bislang haben jedoch die archäologischen Funde für diese Annahmen noch keine Anhaltspunkte geliefert. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Angabe des Flurnamens „Wiekbäk“ am Lieper Bruch (Tollense-See). Nach Wossidlo war dies ein Name, der sich in der Regel bei wendischen Burgwällen findet. Vielleicht ist in ihm ein Hinweis auf ehemalige Marktvororte oder Suburbien enthalten, wie sie mit den Burgen verknüpft waren, abgeleitet von „Wiek“ (dem niederdeutschen „Wyk“). Interessant ist auch die „Wienpietsch-Wiese“ an den Peenequellen östlich von Kargow (Wiebeking Karte Nr. 33). Vielleicht lag hier die „Wiksol“, die zur Hauptburg Schloen gehörte (Abb. 33).

Wicken Soll: Dieser Soll lag auf der Dorffeldmark von Roetz. (D.V.K.). Der Name ist nicht klar hinsichtlich seiner Bedeutung. Möglich ist eine Ableitung von „wick, wicken“ (= vorsehen, achtgeben, auch wahrsagen) (223).

Wienken-Soll (Flurkarte Nr. 252): Der Soll bildete den Schnittpunkt der Grenzen von Schwarzenhof, Speck, Kargow und Dratow (224). Hier lag der als Spukstätte verschriene „Räuberkrug“. Der Flurname war anscheinend weit verbreitet. So gab es auch einen „Wienken-Soll“ auf der Stadtfeldmark von Sternberg. Bei Wrodow gab es einen „Wienken-Bruch“ (Wiebeking Karte Nr. 34). Der Name leitete sich wie bei „Wicken-Soll“ gleichfalls wohl ab von „wick, wicken“ (= vorsehen, achtgeben, auch wahrsagen).

Wiesenmühle („Wischoehlen“): Die „Wiesenmühle“ lag als Wassermühle an der Beke auf jenem Grundstück, auf dem später die Bürgerschule und nachfolgend das Maltzaneum („Müritz-Museum“) stand. 1844 wurden bei den Fundamentierungsarbeiten die Reste der Mühle freigelegt (225). 1350 wurde diese Mühle als „Wischoehle“

bezeichnet. Sie existierte noch um 1400 (MUB 13566). Angelegt worden ist die Mühle vermutlich im 14. Jahrhundert, nach Trockenlegung der Herrensee-Wiesen („Stiefmöhme“). Offenbar gab sie auch der Mühlenstraße in Waren ihren Namen. Es ist möglich, daß diese Mühle noch 1633 bestand. In einer Contributionsliste aus diesem Jahr wird ein Müller mit Namen „Ernst Krüger“ erwähnt, der anscheinend aus dieser Mühle eine steuerliche Erhebung zu entrichten hatte. Demnach wird die „Wiesenmühle“ wohl erst im 17. Jahrhundert stillgelegt und abgerissen worden sein.

Wohld („Wohl“): Der Name leitet sich mit Sicherheit ab vom niederdeutschen „Wald“. Sicherlich nach seinem Erscheinungsbild wurde das Gebiet am Ostufer der Müritz 1274 als „Düsterer Wohld“ bezeichnet. Wahrscheinlich war er um 1225 bereits aufgeteilt zwischen Waren, Speck und Boek (Besitz derer „von Havelberg“). Ein größerer Teil dürfte um diese Zeit indessen noch im Besitz der Fürsten von Werle gewesen sein, die ihren Teil erst 1274 an die Stadt Röbel verkauft haben. Die Bezeichnung „Düster-“ stand im Mittelalter offenbar für „dicht“. So gab es ein Waldstück bei Stellenhagen in der Nähe von Grevesmühlen mit dem Namen „Im Düsteren Hall“ (226) oder bei Woldzegarten mit der Bezeichnung „Im Düsteren Holtz“ (D.V.K.).

Wohswerder: Auf der Flurkarte von 1726 findet sich dieser Name für die „Stinthorst“ (Flurkarte Nr. 214). Der Name ist nicht lesbar. Er könnte auch „Lohswerder“ lauten.

Wolfskuhl (Flurkarte Nr. 253): Name für einen See an der Scheide zum Gut Kargow. Der Name ist wahrscheinlich abgeleitet von „Wolfskuhle“ oder „Wulfskuhl“. Zu denken wäre auch noch an das slawische „vluku-kul“ (= Wolfs-Sumpf). Es gab beispielsweise eine „Wolfskuhle“ (Vlucina dupa) auf der Stadtfeldmark Teterow (227). Die Ableitung von „vokun“ (= Barsee) bei Schabow ist wenig wahrscheinlich, da der See erwiesenermaßen stets sehr fischarm war.

Wooockpacksee (Flurkarte Nr. 254): Dieser Flurname besitzt anscheinend eine slawische Wurzel, die jedoch nicht mehr erkennbar ist. Zu denken wäre an „wodzienka“ (= Seichtes Wasser) (228) oder an einen Zusammenhang mit „wopl“ (= Jammern, Klagen) sowie an „wopit“ (= Heulen, Schreien) (229), also an einen Geisterort in slawischer Zeit. Eine Ableitung von „vokun“ (= Barsee) ist wenig wahrscheinlich. Schabow dachte auch bei diesem Namen an eine Ableitung von „vokun“.

Winkel: Unter diesem Flurnamen verstand man im Niederdeutschen einen abgelegenen Ort (230). Die Bezeichnung taucht in Verbindung mit anderen Flurnamen mehrfach auf (z. B. Wulfswinkel, Tappenwinkel u. a. m.).

Wulfswinkel (Flurkarte Nr. 255): Dieses Ackerstück lag zwischen Ellernbruch und Pentzelinschem Berg, links vom Falkenhäger Weg. Der Name leitete sich zweifelsohne ab vom niederdeutschen „Wulf“ (= Wolf). Der Name hatte sowohl im Niederdeutschen als auch im Slawischen die gleiche Bedeutung („vluku“ = Wolf). Hierbei ist daran zu erinnern, daß noch nach dem 30jährigen Krieg oft über die „Wolfsplage“ geklagt wurde. Während des großen mittelalterlichen Krieges wurden in Waren die unbestatteten Leichen in den Wallgräben von Wölfen angefressen (231). In der Chronik (p. 16) wurde die Bezeichnung „Wullenwinkel“ verwendet. An der Binnenmüritz in den Ecktannen (Abt. 2) gab es eine „Wulfskuhl“, auch „Slopp“ genannt (Schabow).

Zareca: Dies war ein sehr alter Name aus slawischer Zeit, der auch noch in frühdeutscher Zeit verwendet wurde. Er ist jedoch nicht mehr exakt zu lokalisieren. Der Name leitete sich mit Sicherheit ab vom slawischen „za-reca“ (= Jenseits des Flusses). Nach Überlegungen von Beyer (232) bedeutete der Name, daß es sich um ein Land gehandelt haben müsse, das vom Stammsitz des Herrschers (Bischof) in Schwerin „hinter einem Fluß“, d. h., der Elde gelegen habe aber noch diesseits seiner Herrschaftsgrenze. Nach Meinung von Beyer kam hierfür nur das Land „Nord-Malchow“ in Betracht. Es lag noch innerhalb des Schweriner Herrschaftsbereiches, wenn man die Seenkette vom Jabeler bis zum Klocksiner See als Verbindungslinie zwischen Elde und Peene angesehen hat. Auffallend ist,

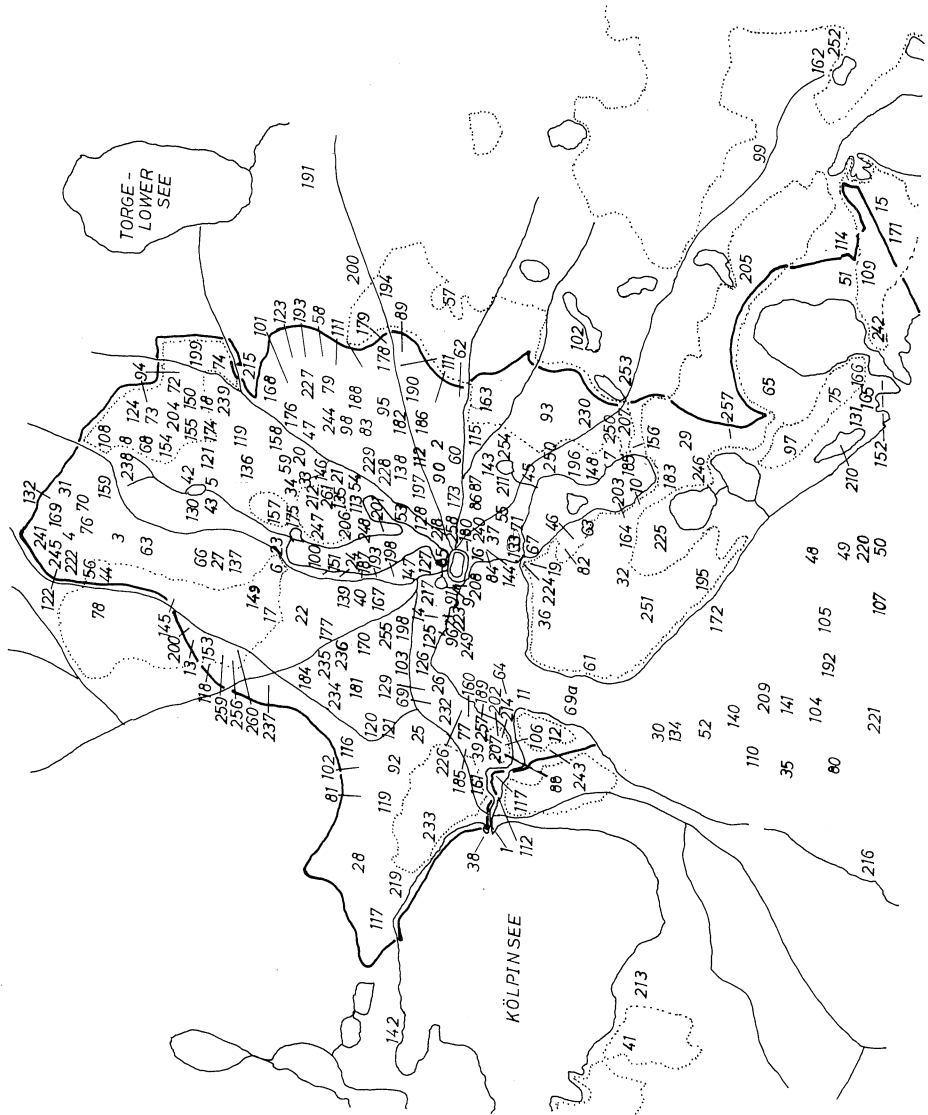


Abb. 34: Flurkarte der Stadtfieldmark Waren (Zahlenangaben vgl. Text)

daß nach dem bisherigen Stand der archäologischen Fundkarte das Gebiet „Zareca“ in jungslawischer Zeit nur sehr dünn oder gar nicht besiedelt gewesen ist, so daß „Zareca“ in slawischer Zeit ein „Grenzwald“ (wahrscheinlich zwischen Circipanien, Warnow und Tolenz) gewesen sein könnte.

Ziegelei („Tägelie“) (Flurkarte Nr. 256): Sie wurde wohl nach den großen Bränden des 17. Jahrhunderts (also nach 1670) in den Buchen errichtet und war bis Mitte des 18. Jahrhunderts in Betrieb.

Ziegenberg („Zägenbarg“) (Flurkarte Nr. 257): Niederdeutscher Flurname für ein Terrain zwischen Dammfeld und Knüppeldammwiese. Wahrscheinlich war es eine ehemalige Ziegenhütungsfläche (Wiebeking Karte Nr. 40).

Ziegenmarkt („Zägenmarkt“) (Flurkarte Nr. 258): Flurname am „Neuen Thor“, wo im Mittelalter der Ziegenhandel abgewickelt wurde.

Zieglerberg („Täglerbarg“) (Flurkarte Nr. 259/260): Flurname in den Buchen an der ehemaligen Ziegelei. Es gab einen Zieglerberg (Nr. 259) und einen „Zieglerkamp“ (Nr. 260).

Zweiruthenstück („Tweerauhnstück“) (Flurkarte Nr. 261): Das Ackerstück lag vor dem Werder. Bei Teterow gab es beispielsweise ein Ackerstück mit der Bezeichnung „Vierruthenstück“ (233). Bei Groß-Kelle wurde ein Acker „In den zehn Ruthen“ genannt (D.V.K.).

Die angeführten Flurnamen sind mit Nummern zusammenfassend in Abb. 34 wiedergegeben.

A = Wahrscheinlicher Umfang der Feldmark der Altstadt bei ihrer Gründung um 1225
 N = Wahrscheinlicher Umfang der Feldmark der Neustadt bei ihrer Gründung um 1235

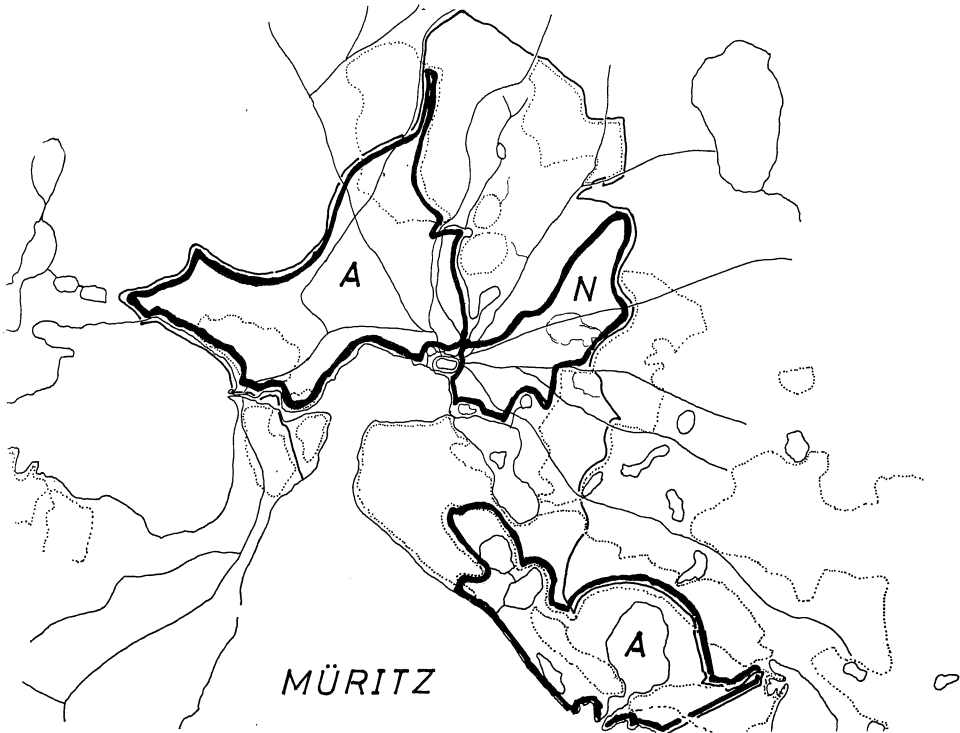


Abb. 35: Die ursprüngliche Stadtfeldmark im 13. Jahrhundert

Ehemalige Dorffeldmarken

- 1 Falkenhagen (um 1400)
- 2 Schönberg (um 1395)
- 3 Gleiwitz (1325)
- 4 Melz (um 1379)
- 5 Geringstorf (14. Jh.)
- 6 Gemekenhagen (um 1586)
- 7 Wendisch-Waren (um 1225)

- 8 Scharnow (um 1300)
- 9 Schwenzin (um 1220)

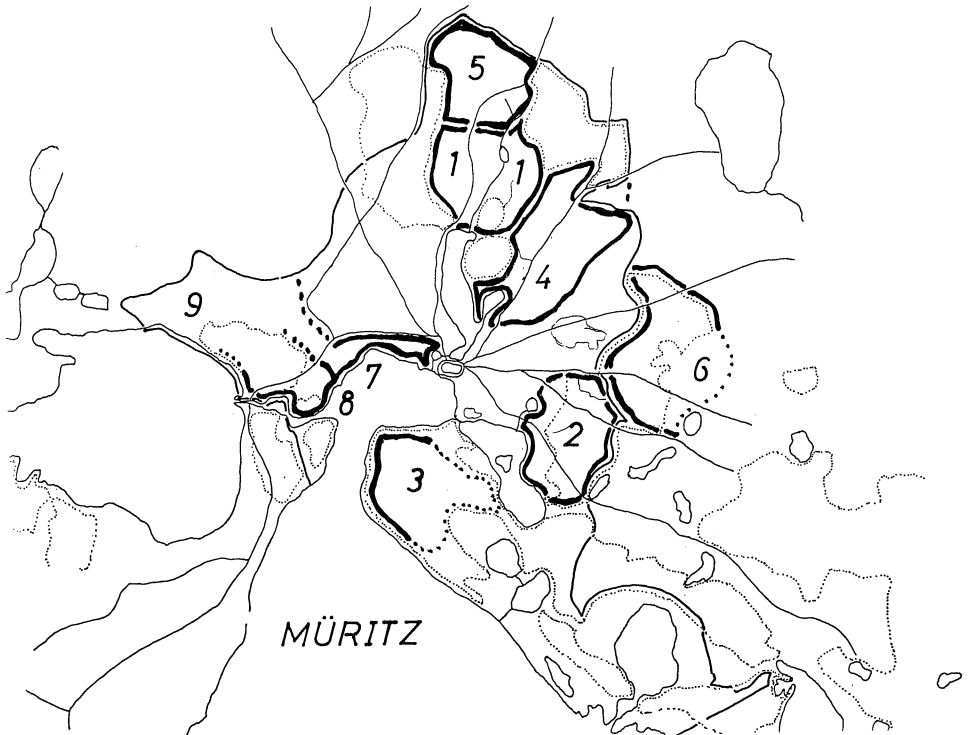


Abb. 36: Die Ausweitung der Stadtfeldmark im Mittelalter (14. und 15. Jh.)

4. Zur Geschichte der Stadtfeldmark

Die Entwicklung der Feldmark ist eng verknüpft mit dem Werden der Stadt. Mit einiger Sicherheit kann festgestellt werden, daß die Stadt in zwei Etappen entstanden ist. Zunächst wurde die Altstadt (zwischen 1218 bis 1226) begründet. Die ihr bei der Gründung zugewiesene Feldmark läßt sich noch in groben Umrissen erkennen (Abb. 35). Es war die im Wege der Rodung entstandene „Rühmte“, bestehend aus dem Buchenholz- und dem Mittelschlag. Im Laufe des 13. Jahrhunderts kamen die Feldmarken der Dörfer Schwenzin, Scharnow und Wendisch-Wahren als sogenannter Eldenholz-Schlag hinzu.

Bei Gründung der Neustadt (um 1235 bis 1240) werden der Kleystücken-, der Langfeld- und der Eichholzschlag zur städtischen Feldmark gekommen sein. Im 14. Jahrhundert kam der sogenannte „Rügebund“-Schlag hinzu, der die Feldmark des Dorfes Melz beinhaltete, vermutlich zusätzlich noch die Feldmark eines unbekanntes Dorfes (Haselowe?) bei Rügebund. Wahrscheinlich gehörten der Moor-, der Warnker- und wohl auch der

Rederang-See bereits zur Feldmark der Altstadt. Es könnte sein, daß auch der Warensche Wohld bereits um 1225 zur Feldmark der Altstadt rechnete.

Im Verlauf des 13., 14. und 15. Jahrhunderts gingen nacheinander mehrere Dörfer mit ihren Fluren in der Stadtfeldmark auf (Abb. 36). Der Umfang der Feldmarken der Dörfer Melz, Schönfeld, Geringstorf (?) und Falkenhagen ist noch annähernd zu skizzieren. Die Ausdehnung der Feldmarken der Dörfer Scharnow, Gleiwitz und Gemekenhagen ist nicht mehr erkennbar. Die Feldmark des Dorfes Wendisch-Wahren wird den größten Teil des späteren Eldenholzschlages umfaßt haben.

Spätestens zu Beginn des 15. Jahrhunderts war die Schlageinteilung der Warener Stadtfeldmark auf der Basis der Dreifelderwirtschaft fixiert (Abb. 37). Wahrscheinlich wurde für noch lange Zeit (bis Ende des 17. Jahrhunderts) diese Schlageinteilung beibehalten. Die drei Schläge vor dem „Alten Thor“ (I bis III) gehörten praktisch zur Altstadt, die drei Schläge vor dem „Neuen Thor“ (IV bis VI) zur sogenannten Neustadt. Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts erfolgte eine Umstrukturierung auf der Basis der sogenannten „Siebenfelderwirtschaft“ (Abb. 38).

Es ist erstaunlich, wie sich über Jahrhunderte hinweg die alten Strukturen mit großer Zähigkeit erhalten haben. Dies kann man an den Besitzverhältnissen verdeutlichen, die im

Vor dem „Alten Thor“

- I Buchenholzschlag
- II Mittelschlag
- III Eldenholzschlag

Vor dem „Neuen Thor“

- IV „Rügeband“-Schlag
- V Kleystücken-Langfeld-Schlag
- VI Eichholzschlag

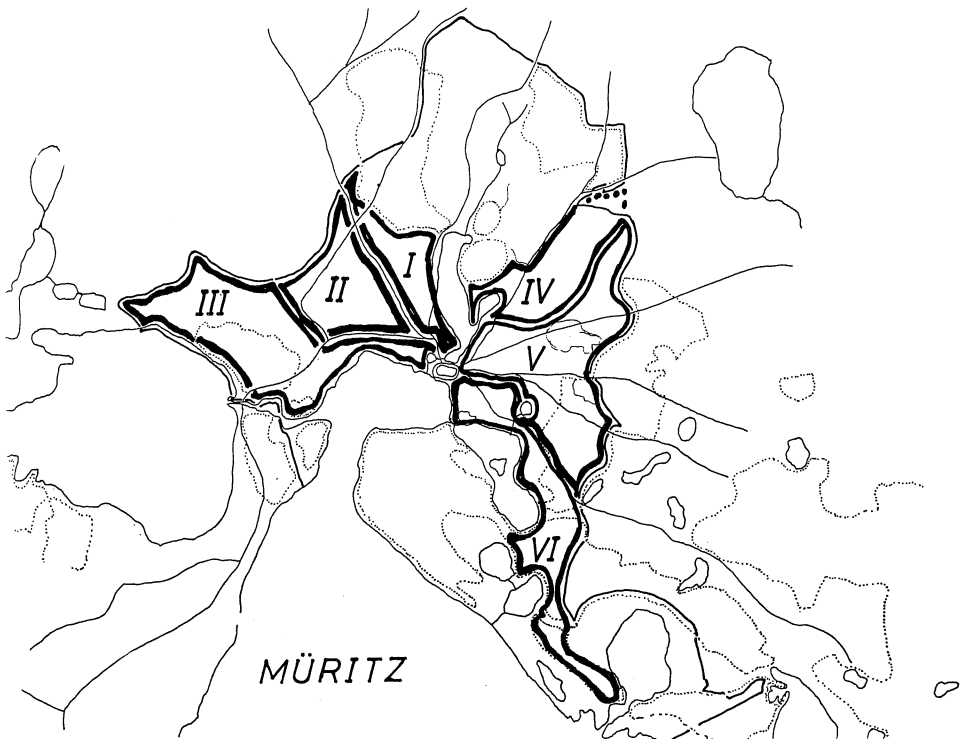


Abb. 37: Einteilung der Stadtfeldmark zur Zeit der Dreifelderwirtschaft im Mittelalter (13. bis 17. Jh.)

- | | | | |
|-----|--------------------------|-----|---------------------------|
| I | Buchenholzschlag | V | Eldenholzschlag |
| II | Langfeldschlag | VI | Schönfeld-Dammfeld-Schlag |
| III | Mittelschlag | VII | Eichholzschlag |
| IV | Neu-Falkenhagener-Schlag | | |

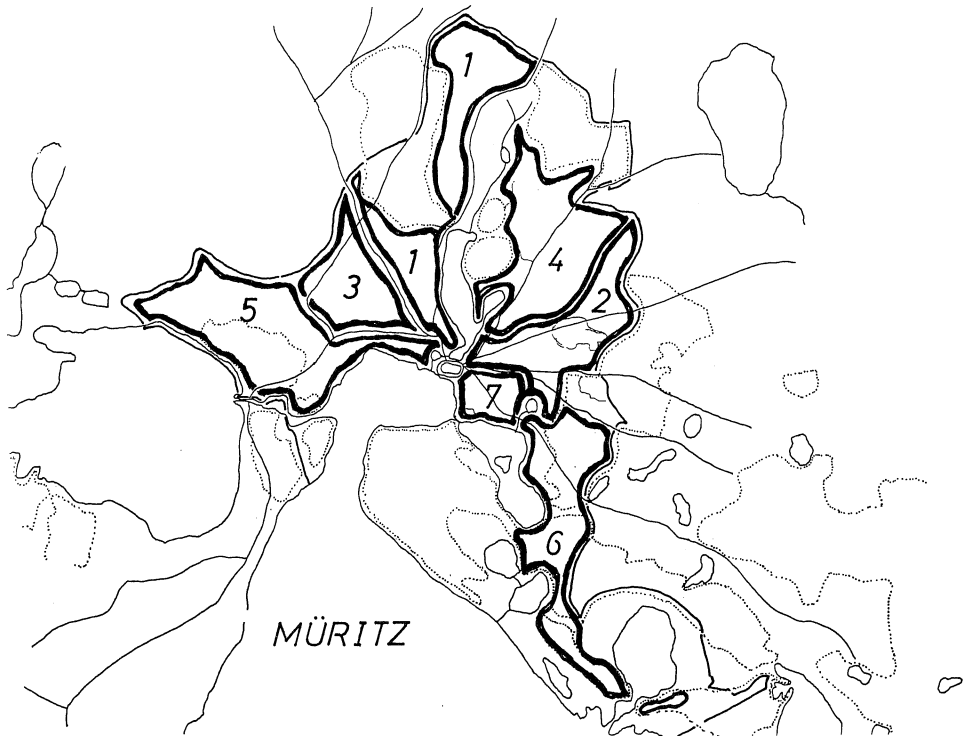


Abb. 38: Einteilung der Stadtfeldmark zur Zeit der Siebenfelderwirtschaft im 18. Jahrhundert

späten Mittelalter in der Stadt vorlagen. Grundlage für eine derartige Betrachtung sind zwei großherzogliche Contributionslisten aus den Jahren 1623 und 1633, die Flurkatasterliste von Balsleben aus dem Jahre 1726 und der sogenannte „Freundsche Kataster“ von 1817. Die entsprechenden Angaben sind in der nachfolgenden Tabelle zusammengefaßt.

Aus Tabelle 1 ist das Ausmaß der Zerstörung ablesbar, das durch die Verwüstungen in den Jahren 1627 bis 1631 hervorgerufen wurde. 1627 passierte Wallenstein mit seinem Heer die Stadt. 1631 kam Tilly mit seinen Truppen auf dem Rückzug von Neubrandenburg durch Waren, verfolgt von den Schweden. Die Folge war, daß bei den Erhebungen zur großherzoglichen Contribution im Jahre 1633 rund 40% der Häuser als unbewohnbar oder wüst bezeichnet werden mußten.

Der Besitzstand ist nachweislich von 1623 bis 1817 praktisch unverändert geblieben, indem die Anzahl der „vollen“ und „halben“ Häuser sich nicht verändert hat. Nur die Zahl der „Budenstellen“ hat sich mit der Ausdehnung der Stadt im 19. Jahrhundert zwangsläufig vermehrt.

Die Contributionsliste von 1633 enthält eine ziemlich genaue Handwerkerliste, die einen Vergleich mit ähnlichen Aufstellungen aus den Jahren 1515 und 1817 zuläßt (vgl. Tabelle 2). Die Gesamtzahl der Handwerksberufe im weitesten Sinne belief sich im 16. bis 19. Jahrhundert offenbar stets auf etwa 9 bis 10% der Einwohnerzahl. Die Einwohnerzahl

Tabelle 1: Verteilung von Haus- und Grundbesitz in der Stadt Waren im ausgehenden Mittelalter

Besitzangabe	Stadtviertel				Summe		
	I Alten- thorsches Viertel 1623/33	II Fischer- viertel 1623/33	III Burg- viertel 1623/33	IV Neuen- thorsches Viertel 1623/33	1623 (1633)	1726	1817
1. „Volle“ Häuser 1)	46 29	38 21	42 20	47 31	163 (101)	163	165
2. „Halbe“ Häuser 2)	28 20	35 17	26 10	6 4	95 (51)	96	93
3. „Viertel“ Häuser 3)	12 10	7 4	10 4	7 5	36 (23)	45	203
4. „Ein- lieger“ 4)	- 14	- 12	- 11	- 24			
					294	304	471

- 1) „Volle“ Häuser waren mit dem Besitz (Pertinenz) von zwei Ackerstücken und drei Hauswiesen verbunden.
- 2) „Halbe“ Häuser waren mit dem Besitz von einem Ackerstück und einer Hauswiese gekoppelt.
- 3) „Viertel“ Häuser, sogenannte „Budenstellen“ wiesen den Besitz von einer Hauswiese auf.
- 4) „Einlieger“ waren ohne Grundbesitz.

für 1633 wurde geschätzt. Sie fiel offensichtlich erst nach der Verwüstung durch kaiserliche Kroaten im Jahre 1637 auf ihren Tiefststand und erreichte im Jahre 1650 annähernd wieder 1000. Die Liste ist hinsichtlich der Sozialstruktur interessant. Sie weist ein eindeutiges Übergewicht an Kaufleuten und Handwerkern für das „Altenthorsche Viertel“ auf. Dies ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß dieses Viertel bei der Gründung der Altstadt die Keimzelle in Form einer Kaufmanns- und Handwerkersiedlung gewesen sein muß. Das „Fischer-Viertel“ beinhaltete wohl stets das „Fischeramt“.

Eine Auswertung der Flurnamen ergibt folgendes Bild:

Gesamtzahl der angeführten Flurnamen : 261

- davon in ihrer Bedeutung unklar : 27 (= 11%)
- mit eindeutig slawischer Wurzel : 21 (= 8%)
- wahrscheinlich slawischen Ursprungs : 11 (= 4%)
- eindeutig niederdeutscher Herkunft : 202 (= 77%)
 - davon niedersächsisch : 181 (= 71%)
 - westfälisch o. ä. : 2 (= —)
- Namen neueren Datums : 19 (= 8%)

Der Anteil der Flurnamen mit slawischer Herkunft ist mit 12% relativ hoch, verglichen mit den Angaben von Neumann (234), der einen Durchschnittswert von 6% für die Zeit nach 1800 ermittelte. Der hohe Anteil an Flurnamen niedersächsischer Herkunft dürfte ein Indiz dafür sein, daß der größte Teil der Siedler im 12. und 13. Jahrhundert aus dem Raum des heutigen Niedersachsens gekommen ist.

Vielleicht war der hohe Anteil an Tagelöhnern im Burgviertel im Mittelalter verursacht durch die entwicklungsgeschichtlich bedingten sozialen Strukturunterschiede zwischen den einzelnen Stadtvierteln. Während im „Altenthorschen“ Viertel wohl schon seit Gründung der Stadt Kaufleute und Handwerker zahlenmäßig überwogen und das „Fischer“-Viertel stets eine Domäne des „Fischeramtes“ war, waren im Burgviertel seit Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Erlöschen des Fürstenhauses Werle-Waren (1426) in erster Linie Vasallen und Burgmänner wohnhaft, die mit dem Aussterben des Fürstenhauses ihre Existenzgrundlage verloren und bei den herrschenden starren Zunftregeln kaum adäquate Beschäftigungen fanden. Darüber hinaus zeigt ein Vergleich der „Pertinenzlisten“ von 1623, 1633 und 1726, welche tiefen Spuren der 30jährige Krieg and hier insbesondere das Jahr 1637 hinterlassen hat. So verschwanden nach diesem Jahr zahlreiche Namen alter Geschlechter, die wohl schon seit langer Zeit in der Stadt vertreten waren. Beispielsweise taucht der Name „Pritzbuere“ (schon 1150 erwähnt und lange Zeit im 12. und 13. Jahrhundert im Besitz von Grabenitz, 1633 noch Einwohner im Burgviertel, wahrscheinlich in einem der Adelshäuser) nicht mehr auf. Ebenso bleibt der Name „Wangelin“ verschwunden. Noch 1610 führte die Elde bei Eldenburg die Bezeichnung „Wangelinsche Reke“. Ebenso sterben die Geschlechter „Kamptz“, „Winterfeld“ und „Bernstorff“ aus.

Eine nähere Betrachtung der Angaben in der „Freundschen Chronik“ von 1817 zeigt, daß der Anteil an Informationen aus älterer Zeit (wahrscheinlich aus älteren Fassungen übernommen) vergleichsweise gering ist. Man kann diesen Anteil auf etwa ein Drittel veranschlagen. Der größere Teil der Angaben in der Chronik stammt offensichtlich aus dem 17. und 18. Jahrhundert, ist deswegen jedoch kaum weniger wichtig. Von erheblicher regionalgeschichtlicher Bedeutung sind zweifelsohne die Informationen aus weiter zurückliegender Zeit.

Insbesondere der Hinweis auf den Fürsten Heinrich Borwin d. II. (1218–1226) als den Gründer der Altstadt, ist von besonderem Gewicht. Durch die in der Chronik getroffene, eindeutige Feststellung werden alle Hypothesen zur Stadtgeschichte gegenstandslos, die die Gründung in spätere Zeitabschnitte (1260–1270 oder 1290–1320) verlegten. Des weiteren legen die Angaben in der Chronik es nahe, aus den Situationen im 17. und 18. Jahrhundert Rückschlüsse auf vorangegangene Zeitabschnitte abzuleiten. Sowohl die Flurnamen als auch die Besitzverhältnisse, wie die Handwerkerlisten zeigen, daß gerade im Mittelalter einmal entstandene Strukturen über Jahrhunderte streng bewahrt blieben. Insofern ist die Stadtchronik des ehemaligen Senators Freund eine wertvolle regionalgeschichtliche Quelle, die ein eingehendes Studium lohnt.

Tabelle 2: Handwerkerlisten für die Stadt Waren

Berufsbezeichnung	Zeitraum				1633	1817	
	1515	1633 Stadtviertel					
		I	II	III			IV
Apotheker	1	1	–	–	–	1	2
Bäcker	4	4	–	–	1	5	16
Balbier	?	5	1	–	1	7	1
Bleicher	–	–	–	–	–	–	1
Böttcher	?	4	1	5	4	14	7
Brauer/Brenner	?	–	–	–	–	19	24
Buchbinder	–	–	–	–	–	–	1
Büchsenmacher	?	2	–	–	–	2	1
Chirurgen	–	–	–	–	–	–	2

Berufsbezeichnung	1515	Zeitraum				1633	1817
		1633 Stadtviertel					
		I	II	III	IV	Summe	
Drechsler	?	1	1	-	-	2	5
Färber	-	-	-	-	-	-	1
Fischer	14	-	8	-	-	8	14
Fuhrleute	?	-	-	-	-	?	8
Gastwirte	?	-	-	-	-	?	14
Gärtner	-	-	-	-	-	-	2
Glaser	-	1	-	-	-	1	2
Goldschmied	?	2	-	-	-	2	2
Gerber	-	-	-	-	-	-	4
Grütmüller	?	-	-	-	-	?	7
Hutmacher	-	1	-	-	-	1	3
Kannengießer	?	1	1	-	-	2	3
Kaufleute	30	12	6	3	3	24*)	12
Kesselflicker	?	-	-	-	-	?	1
Kerzengießer	-	-	-	-	-	-	1
Klempner	-	1	-	-	-	1	2
Knopfmacher	-	-	-	-	-	-	2
Kürschner	3	4	-	-	2	6	2
Maler	-	-	-	-	-	-	3
Maurer	?	-	-	1	-	1	7
Müller	?	4	1	1	-	6	8
Schlachter	30	3	1	2	1	7	10
Schmiede	12	9	-	2	1	12	15
Schneider	10	1	5	2	-	8	34
Schuster	24	26	3	7	2	38	81
Seifensieder	-	-	-	-	-	-	1
Schornsteinfeger	-	-	-	-	-	-	1
Sattler	?	4	-	1	1	6	12
Stellmacher	?	4	1	3	-	8	4
Steinmetz	-	-	-	-	-	-	1
(Tagelöhner)	?	(6)	-	(28)	-	(34)	?
Teerschweler	?	1	1	-	-	2	1
Tischler	?	2	-	-	-	2	1
Töpfer	?	4	-	1	-	5	4
Tuchmacher	?	8	1	1	3	13	7
Uhrmacher	-	-	-	-	-	-	2
Weber	14	3	3	8	-	14	17
Zimmerer	?	-	2	7	1	10	3
Ziegler	-	-	-	-	-	-	1
	142	108	35	44	20	227	354
Einwohnerzahlen	1200 (1496)					1400 (1633)	4202 (1819)

*) Geschätzt aufgrund der Barschaftsangaben.

- (124) Neumann, Grevesmühlen, p. 100
(125) Gerlach, Balt. St. 1917, p. 183
(126) Meckl. Jb. 1837, p. 99
(127) Kühnel, Meckl. Jb. 1881, p. 93
(128) Berneker, Slaw. Wörterb. II, p. 35
(129) Wossidlo, Zs.-Meckl. 1915, p. 17
(130) Gosselck/Neumann, Beitr. Heimatk. 1938, p. 4
(131) Techen, Zs.-Meckl. 1924, p. 35
(132) Neumann, Grevesmühlen, p. 56
(133) Gosselck/Neumann, Beitr. Heimatk. 1938, p. 4. Dazu MUB Bd. 12, Register, p. 340
(134) Asmus, Zs.-Meckl. 1925, p. 58
(135) Kühnel, Meckl. Jb. 1881, p. 97
(136) Asmus, Zs.-Meckl. 1924, p. 13. (vgl. hier die Ausführungen zu „Nettelbeck“) sowie Wossidlo, Zs.-Meckl. 1930, p. 28 und Wossidlo, „Waren“, p. 61.
(137) Frank, F., 1983: Waren – Geschichte einer kleinen Stadt und ihrer Einwohner von den Anfängen bis 1914. Neubrandenburg, I., p. 47–49
(138) Neumann, Grevesmühlen, p. 127. Hierzu Boll, F., 1875: Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg. Neubrand., p. 9, Fußnote 5. Die Georgenhospitäler waren zur Zeit der Kreuzzüge zur Aufnahme von Aussätzigen, später für Pestkranke vorgesehen. Diese Hospitäler lagen stets vor den Stadttoren.
(139) Boll, F., 1875: Chronik Vorderst. Neubrand. p. 9, Fußnote 5
(140) Corpus Arch. Nr. 57/10
(141) Neumann, Grevesmühlen, p. 80
(142) Vgl. Jegorov, D., 1930: Die Colonisation Mecklenburgs. Breslau, Bd. 2, Anhang, Karte. Zur Deutung vgl. Kühnel, Meckl. Jb. 1881 und Trautmann, Ortsnamen sowie Schmaltz, K.: Zs.-Meckl. 1924, p. 28 und Hager, F.: Zs.-Meckl. 1935, p. 93–95.
(143) Lorentz, F.: Zs.-Meckl. 1935, p. 59–60. Hierzu auch Hager, Zs.-Meckl. 1935, p. 93–95
(144) Neumann, Grevesmühlen, p. 127. Die Ableitung erfolgte von „Pfaffe“ („Pape“ oder „Pop-“).
(145) Vgl. Beyer, Meckl. Jb. 1867, p. 86. Dazu: Wieries, Flurn., p. 53 und Techen, Zs.-Meckl. 1924, p. 36. Hierzu a. Wossidlo, Zs.-Meckl. 1932, p. 43.
(146) Berneker, Slaw. Wörterb. p. 33 („Baba gora“ = Altweiber-, Hexenberg vgl. Gerlach, Balt. St. 1917, p. 200).
(147) Neumann, Grevesmühlen, p. 117
(148) Wieries, Flurn. p. 44
(149) Hahne, O.: Nieders. Heimat 1924, p. 37–42 (Hdb.)
(150) Gosselck/Neumann, Beitr. Heimatk. 1938, p. 37
(151) Neumann, Grevesmühlen, p. 127
(152) Techen, Zs.-Meckl. 1924, p. 41
(153) Neumann, Grevesmühlen, p. 95
(154) Wossidlo, „Waren“, p. 76
(155) Neumann, Grevesmühlen, pp. 21, 56. Dazu Schmaltz, Meckl. Jb. 1909, p. 25 und Knoop, Mtsbl. 1892, p. 45
(156) Deppe, Carolinum 1981/82, p. 15. Ferner Wigger, F., 1866: Meckl. Ann., Schwerin, p. 113 sowie Beyer, Meckl. Jb. 1867, p. 88
(157) Beyer, Meckl. Jb. 1867, p. 86–88. Hierzu Herrmann, J., 1984: Zeitschr. f. Militärgesch., Berlin, p. 552–566
(158) Wossidlo, Zs.-Meckl. 1919, p. 53
(159) Trautmann, Ortsnamen, p. 127
(160) Neumann, Grevesmühlen, p. 101. Dazu Gosselck/Neumann, Beitr. Heimatk. 1938, p. 12
(161) Vgl. Beyer, Meckl. Jb. 1867, p. 88
(162) Tiethmar von Merseburg: Chronik. In: Freiherr v. Stein-Gedächtnisausgabe, Berlin 1963, Bd. 9
(163) Goldmann, K.: Ausgrabungen in Berlin (zit.: Ausgr. Bln.) 1985 (im Druck). Dazu Wossidlo, Zs.-Meckl. 1919, pp. 41, 54
(164) Wieries, Flurn., p. 58
(165) Neumann, Grevesmühlen, p. 23 und Schmaltz, Meckl. Jb. 1909, p. 29

- (166) Neumann, Grevesmühlen, pp. 22, 58. Dazu Frohme/Reccius: Spinnstube II (13/18), p. 287 (Hdb.). Hiernach bedeutete Radebruch = Stangenholz. Ferner Wieries, Flurn., p. 57
- (167) Neumann, Grevesmühlen, p. 89 und Wieries, Flurn., p. 59
- (168) Kiekebusch, A.: Brandenburgia 1915/16, p. 142–150
- (169) Schuhmacher, C., 1791: Siemssens Magazin für Naturk. und Ökonomie, Schwerin, p. 146–156. (Vgl. hierzu Chronik, p. 36 und Deppe, H. J. u. Prill, H.: Arch. Nat. Meckl., NF, Rostock 1958, p. 142).
- (170) Deppe/Prill, Arch. Nat. Meckl. 1958, p. 141–144
- (171) Wossidlo, „Waren“, p. 67
- (172) Kühnel, Meckl. Jb. 1881, p. 123
- (173) Berneker, Slaw. Wörterb., p. 66
- (174) Neumann, Grevesmühlen, p. 82
- (175) Berneker, Slaw. Wörterb., p. II., p. 78
- (176) Peek, H.: Zs.-Meckl. 1924, p. 9
- (177) Wossidlo, Zs.-Meckl. 1923, p. 18. Hierzu D. v. Bülow: Meckl. Jb. 1867, p. 192
- (178) Neumann, Grevesmühlen, p. 110 und Techen, Zs.-Meckl. 1924, p. 36
- (179) Wossidlo, „Waren“, p. 66 und Wossidlo, Zs.-Meckl. 1909, p. 8
- (180) Wossidlo, „Waren“, p. 71
- (181) Wossidlo, „Waren“, p. 71
- (182) Neumann, Grevesmühlen, p. 32
- (183) Neumann, Grevesmühlen, p. 119. Dazu Gosselck/Neumann, Beitr. Heimatk. 1938, p. 5 und Prüter, Beitr. Heimatk. 1937, p. 12
- (184) Wossidlo, Zs.-Meckl. 1923, p. 19
- (185) Neumann, Grevesmühlen, p. 63. Hierzu Techen, Zs.-Meckl. 1924, p. 35 und MUB, Bd. 12, Register, p. 56
- (186) Asmus, Zs.-Meckl. 1924, p. 9
- (187) Schoknecht, U.: BMJ 1957, p. 7–24
- (188) Trautmann, Ortsnamen, p. 145 ff.
- (189) Wieries, Flurn., p. 70 (noch um 1660 üblicher Flurname).
- (190) Der Flurname „Stiftsmühlensche Wiese“ bei Deppe, Carolinum 1981/82, p. 25, Abb. 6 beruht auf einem Lesefehler.
- (191) Gosselck/Neumann, Beitr. Heimatk. 1938, p. 6
- (192) Techen, Zs.-Meckl. 1924, p. 38
- (193) Wieries, Flurn., p. 72
- (194) Berneker, Slaw. Wörterb. II, p. 66–68
- (195) Gerlach, Balt. St. 1917, p. 164
- (196) Lisch, Meckl. Jb. 1837, p. 99
- (197) Wossidlo, „Waren“, p. 67
- (198) Neumann, Grevesmühlen, p. 84 sowie Wieries, Flurn., p. 74
- (199) Wieries, Flurn., p. 74
- (200) Lisch, Meckl. Jb. 1837, p. 76
- (201) Tegtmeier, H.: Spinnstube 1924/25, I, p. 47 und II, p. 4–20 (Hdb.)
- (202) Neumann, Grevesmühlen, p. 18
- (203) Kühnel, Meckl. Jb. 1881, p. 155
- (204) Raumer, reg. hist. brand. 1837, Karte III
- (205) Deppe, Carolinum 1981/82, p. 15. Dazu Wigger, Ann. p. 113–115
- (206) Riedel, Codex B V 271. Eine Ableitung vom germanischen Stamm der Warnen muß als unwahrscheinlich angesehen werden. Vgl. hierzu Lorentz, Zs.-Meckl. 1935, p. 59. Hinsichtlich des Geschlechternamens „Warnow“ vgl. MUB 1374, 3935, 4313, 5121 u. a. m. Um 1230 wurde bereits ein Johannes de Warnowe erwähnt (Buchholz, Märk. Forsch. I, p. 67)
- (207) NN.: „Waren“, p. 12
- (208) Deppe, Carolinum 1981/82, p. 27
- (209) Wossidlo, Zs.-Meckl. 1923, p. 18. Hierzu Vogel, A.: Münchener-Ztg. vom 9. 10. 1907 (Hdb.). Die Sage deutet auf eine frühere Befestigungsanlage hin. Interessant ist in diesem Zusammenhang die von Wossidlo erwähnte Verbindung mit Behren-Lübchin (!)
- (210) Neumann, Grevesmühlen, p. 38–39
- (211) Neumann, Grevesmühlen, p. 39
- (212) Berneker, Slaw. Wörterb. II, p. 35–40 (vgl. „mjecza, mecza“ bei Asmus, Zs.-Meckl. 1924, p. 9)
- (213) Reccenius, R.: Spinnstube 1925, II, p. 47 (Hdb.). Dazu Schmaltz, Meckl. Jb. 1909, p. 25

- (214) Neumann, W.: Volkskundl. Beitr. Neumünster 1939, p. 58–76. Vgl. a. Hänselmann, L., 1975: Urkunden der Stadt Braunschweig. Osnabrück. Dazu Hertel, G., 1978: Urkunden der Stadt Magdeburg, Aalen, Bd. III, p. 741 sowie Reccenius, Spinnstube 1925, II, p. 47 (Hdb.). „Warnüber“ = Warnen, spähen, Ausschau halten. Vgl. a. Wieries, Flurn., p. 76 „Wartenberg“ = Warte.
- (215) Darjes, Ruhest., p. 67 und Schmidt, N. M. Meckl., p. 384
- (216) Boll, Chronik Vorderst. Neubrand., p. 307. Hierzu MUB, Bd. 12, Register, p. 584
- (217) Wossidlo, „Waren“, p. 67 sowie Wossidlo, Zs.-Meckl. 1919, p. 45, Fußnote 21
- (218) Mügge, W. et. al.: Niedersachsen, Jg. 24 (1920/21) 4, p. 25 (Hdb.). Dazu Schmaltz, Zs.-Meckl. 1924, p. 28
- (219) Wossidlo, Meckl. Monatsh. 1935, p. 261. Dazu Wossidlo, Zs.-Meckl. 1919, p. 43, Fußnote 11
- (220) Wossidlo, Meckl. Monatsh. 1935, p. 263
- (221) Peek, Zs.-Meckl. 1911, p. 125
- (222) Trautmann, Ortsnamen, p. 164
- (223) Wossidlo, Zs.-Meckl. Jg. 27, p. 99 und Jg. 30, p. 97
- (224) Wossidlo, Zs.-Meckl. 1919, p. 53
- (225) Fromm, K. u. Struck, H.: Arch. Landeskr. 1864, p. 35
- (226) Neumann, Grevesmühlen, p. 86
- (227) Asmus, Zs.-Meckl. 1925, p. 57 sowie Schabow, Gew.-Namen, p. 147. In der Flurnamensammlung des früheren Stadtsenators Geist (1908) wird im Gegensatz zu Schabow eine Ableitung von „Wolfskuhle“ angeführt.
- (228) Gerlach, Balt. St. 1917, p. 201. Dazu Kühnel, Meckl. Jb. 1881, p. 160 und Schabow, H., 1962: Die Flurnamen der Warener Gewässer. In: „Müritzfischer“. Ver. Müritz-Museum Waren, Nr. 9/10, p. 144–161 (zit.: Gew.-Namen).
- (229) Berneker, Slaw. Wörterb. II, p. 55 ff
- (230) Neumann, Grevesmühlen, p. 84
- (231) Struck, H.: Arch. Nat. Meckl. 187, p. 45
- (232) Beyer, Meckl. Jb. 1867, p. 129
- (233) Asmus, Zs.-Meckl. 1925, p. 57
- (234) Neumann, W.: Nachr. Bl. dt. Flurnamenk., Dresden 1937, p. 1–15

Flurnamenregister

Die Zahlenangaben in Klammern beziehen sich auf die Flurkarte (Abb. 34)

Aalfang (1)	Bittnerskamp (13)	Bürgerstücke
Abelgönne (Övelgönne) (2)	Bladebruch (14)	Bürgermeisterkämpen (26)
Aldia	Blattsee (15)	
Alt-Wahren	Bleiche (16)	Cämpe im Alten Falkenhagen (27)
Alte Falkenhagener Hauskabeln (3)	Blocksberg	Chotibanz
Alte Meierei (4)	Böken, Beuken, Buchen (17)	Creutzbruch
Altenthorschisches Viertel	Boek (bei Jabel)	
Alter Hof (5)	Boeker Schlamm	Damerowscher Acker (28)
Alter Markt	Böningsbruch (18)	Dammfeld (29)
Alter Wallgraben	Braakofen (19)	Dammwiese
Altes Armenhaus	Brandenburger Weg	Dicker Baum (30)
Altes Rathaus	Brautbad (20)	Dieken (31)
Altes Thor	Breite	Doktorberg (32)
Amsee (6)	Brückenstücke (21)	Dorfstelle
An der Pumpe (7)	Buchbach	Dreiblattsort (33)
Aschenführerkamp (8)	Buchenschlag	Drittelhalbruthen (34)
	Buchenholzstücke (22)	Dupe (35)
Barg	Buchenweg	Düwelshorst
Bäke (Beke) (9)	Bullenwiese (23)	
Beerbooms Brink (10)	Bungenberg (24)	Ecktannen (36)
Beerbooms Barg (11)	Burgwall	Eichholz (37)
Behrenswerder (12)	Burgviertel	Eldenburg (38)
Binnenmüritz	Bürgeräcker (25)	Eldenhölzer Hausacker (39)

Eldenholzer Hauskabeln
 Ellernbruch (40)
 Eschhorst (41)
 Erster Schlag

 Falkenhagen (42)
 Falkenhäger Wiese (43)
 Färberkamp (44)
 Federowsche Furt (45)
 Feißnecksee
 Feißneckwiesen (46)
 Filling
 Fischerhöfchen (47)
 Fischerviertel
 Flacher Backofen (48)
 Flacher Stein (49)
 Flacher Süll (50)
 Flachswiese .
 Fleidenberg (51)
 Flöttergraben
 Fohr-Tannen
 Franzberg (52)
 Frenzenseck (53)
 Frukenstücke (54)

 Galgenberg (55)
 Gantenbruch (56)
 Gantenschlag
 Gaz, Gazne
 Gehmkenhäger Wiese (57)
 Gerdeskamp (58)
 Geringstorf
 Gerichtsberg
 Gerberhof
 Gievitzer Moor (59)
 Gildenkamp (60)
 Glashütte
 Gleiwitz (61)
 Godower Querkaveln (62)
 Griese Wiese (63)
 Großer Berg (64)
 Großes Bruch (65)
 Großer Teich (66)
 Grützmühlen (67)
 Grützmacherkamp (68)

 Hagenowsches Soll (69)
 Haidenfriedhof
 Hals, Hälsing (69a)
 Haselowe
 Hasenbruchs Schlag (70)
 Hasenkämpe
 Harzgrund (71)
 Hauswiesen
 Hauskaveln
 Heeg
 Herrensee
 Heins Furt (72)
 Heins Förderholz (73)

 Heistersteine (74)
 Hinneberg
 Hinnenfeld (75)
 Hinterster Schlag
 Hirsch-Bruchschlag (76)
 Hirtenhäuser
 Hirtengärten
 Hirtenwiese (77)
 Hof, Hoff
 Hohes Holz (78)
 Holzmagazin
 Holzstücke
 Hopfenbruch (79)
 Hoop (80)
 Hölle („Hell“)
 Hünenstein (81)
 Hünauf-Mühlenacker (82)
 Hufe

 Im Ihlenpohl (83)
 Jamen
 Jägerhaus
 Jägerhof
 Judenkirchhof (84)
 Jungfernstieg (85)

 Kargower Furt (86)
 Kargower Wiese (87)
 Kassebodendorf
 Katzensteig
 Katten-Remel, Katten-Rämel
 Kaßbeer, Kasper (88)
 Keilwiese (89)
 Kiebitzberg (90)
 Kietz (91)
 Kietzpforte
 Kirchenacker (92)
 Kirchentannen (93)
 Kirchenwiesen
 Kleine Müritz
 Klein-Gievitzer Moor (94)
 Kleystücke (95)
 Knechtstrift (96)
 Knüppeldammwiese (97)
 Kölpinsee
 Krambruch (98)
 Kreuz-Remel (99)
 Krischans Ort (100)
 Kronshörn (101)
 Krummer See (102)
 Kuhdamm (103)
 Kuckucksdüp (104)
 Kuppel (105)
 Kuttenerwerder (106)
 Kuzeker Mühle

 Laap-Trappen (107)
 Langer Ort (108)
 Lange Wiese (109)

 Langenberg (110)
 Langfeld (111)
 Lanke (112)
 Lehmkuhl (113)
 Lehmhorst (114)
 Leinpfad (Eldenburg)
 Liebe-Frauen-Cämpe (115)
 Lindenhorst
 Lindenstücke (116)
 Lohmühle
 Lübow
 Lucie-See (117)

 Magnuskamp (118)
 Melzer See
 Mewenbruch (119)
 Mewen-Cämpe (120)
 Menzel-Schlit-Cämpe (121)
 Meyer-Camp (122)
 Mittelschlag
 Morgen (123)
 Moorsee
 Mönkenbruch (124)
 Mudde (125)
 Muurecken (126)
 Mühlenberg (127)
 Mühlenkamp (128)
 Mühlenkämpen (129)
 Mühlenteich (130)
 Mühlenschreiber-Wohnung
 Müritzhof (131)
 Müritzpforte

 Nebenzöllnerhaus (132)
 Nesselberg (133)
 Nestdüp (134)
 Nettebek-Furt (135)
 New-Falkenhäger Hauskabeln (136)
 Neu-Graben
 Neue Meierei (137)
 Neuen-Thorsches Viertel
 Neues Armenhaus
 Neues Rathaus
 Neues Thor
 Neues Torfmoor (138)
 Neuer Graben (139)
 Neuer Markt
 Neuer Wall
 Niednburg (140)

 Oll Häg (141)
 Oll Swanzyn (142)
 Ortstadtholz (143)

 Paradies
 Paklowe
 Paletze
 Papenberg (143)
 Papendämme (144)

- Paepcken-Stüde (146)
 Pentzlincher Berg (147)
 Pertinenz
 Pfänderhaus
 Pfennigsberge (148)
 Pferdemarkt
 Piepensack (149)
 Potenwiese (150)
 Polizeidiener-Haus
 Pommerscher Berg
 Pommersche Wiese (151)
 Postbotenweg (152)
 Postmoor (153)
 Pötter-Remel (154)
 Pripertskamp (155)
 Priesterwiese (156)
 Prinzenwerder (157)
- Quitschenweg (158)
- Rabengasse
 Radeland (159)
 Raxa
 Ratsherrenkämpen (160)
 Ratsdiener-Garten
 Ratskämpen (161)
 Räuberkrug (162)
 Rederangsee
 Reetwisch (163)
 Rehberg (164)
 Reiherpfuhl (165)
 Reke
 Rethra (166)
 Reuterdämme (167)
 Rhadeskamp (168)
 Rosenkranzschlag (169)
 Rothegrund (170)
 Röbbeler Wald
 Röbbelsche Wohld (171)
 Röbbelscher Ort (172)
 Roebelmann (173)
 Roenfeldtskamp (174)
 Räuberkuhle (175)
 Rügeband (176)
 Rühmte (177)
- Sackwiese (178)
 Sack- und Kübelwiese (179)
 Salzkamp (180)
 Sandhufen (181)
 Sandstücke (182)
 Sandgraben (183)
 Sandkrug (184)
 Sandmühle (185)
 Sarwiesen (186)
 Schapwasch (187)
 Scharfenbäume (188)
 Scharnow (189)
 Scheck, Schöck
- Schleiwiesen (190)
 Schloßberg (191)
 Schloßding (192)
 Schmachthäger Querkaveln (193)
 Schmachthäger Weg (194)
 Schmiedekamp
 Schnakenburg (195)
 Schönberg
 Schönfeld (196)
 Schuhmacherkämpen (197)
 Schützenkamp (198)
 Schulzenweg (199)
 Schwarze Hütte (200)
 Schwarzer Weg
 Schwalbenberg (201)
 Schweinwerder (202)
 Schweinsort (203)
 Schwenzin
 Seebänken (204)
 Seehof (205)
 Seestücke (206)
 Senfmühle (207)
 Seyerwiesen (208)
 Slone
 Specker Tor
 Sperlingsberg (209)
 Spritzenhaus
 Spukloch (210)
 Stadtschreiber-Ort (211)
 Stadtfreiheit
 Stadtjäger-Garten
 Stadtsprecher-Garten
 Starkewitz
 Steenfurthsberg
 Steinbrink (212)
 Stepenitz (213)
 Stinthorst (214)
 Stiten
 Streitacker (215)
 Streit-Ort (216)
 Stiefmöhme, Stiffmuhme (217)
 Stüde
 Stüdekämpen (218)
 Swenzin-Feld (219)
- Tappen-Ort (220)
 Tappen-Winkel (221)
 Taternberg-Schlag (222)
 Teschenberg (223)
 Teerofen (224)
 Tenebrosa Sylva
 Teufelsbruch (225)
 Tharnowsche Furt (226)
 Tiefwareensee
 Topfstedter-Kämpen (227)
 Torbude
 Torfbruch (228)
 Torfstätten-Kämpen (229)
 Torschreiberhaus
- Trift
 Trog
 Trogtannen (230)
 Troyenkamp, Trogenkamp (231)
 Tween-Soll (232)
- Vielister Hasenkämpen (233)
 Vielister Höhen
 Vielister Hufen (234)
 Vielister Krügerstück (235)
 Vielister Mühlenweg (236)
 Vielister Moor (237)
 Viere
 Villenkamp (238)
 Voßkamp (239)
 Voßkuhle (240)
- Wahren, Warne
 Walkmühle
 Wallberg (241)
 Washegen-Mühle
 Wasserpforte
 Warenscher Schlamm
 Warenscher Wohld (242)
 Warnker See
 Warensche Maschwiese (243)
 Warensberg (244)
 Waitzenberg (245)
 Warnker Ort (246)
 Wedeme
 Werder (247)
 Werderstücke (248)
 Werderseestücke
 Weinberg (249)
 Weidenstücke (250)
 Westerpforte
 Wiewerberg
 Wienpietsch (251)
 Wicken-Soll
 Wienken-Soll (252)
 Wischmoehlen
 Wohld
 Wohswerder
 Wolskuhl (253)
 Woockpacksee (254)
 Wulfswinkel (255)
- Zareca
 Ziegelei (256)
 Ziegenberg (257)
 Ziegenmarkt (258)
 Zieglerberg (259)
 Zieglerkamp (260)
 Zweiruthenstücke (261)

Das 13. Treffen der „Caroliner“ in Marburg v. 6.–8. Sept. 1985

Es war das dritte Mal, daß die früheren Schüler des Carolinums, des Lyceums und Freunde sich im Hotel Berggarten in Marburg/Marbach trafen.

Dem Treffen ging am Freitag, dem 6. September, nachmittags um 15 Uhr, eine Vorstandssitzung voraus, um 16.15 Uhr folgte die Hauptversammlung, an der 51 Mitglieder teilnahmen. Darüber wird in den Vermischten Beiträgen, die diesem Heft beiliegen, berichtet.

Am Abend hielt unser stellvertretender Vorsitzender Adolf Friedrich Wagner die Begrüßungsansprache, in der er auf die ersten Treffen ehemaliger Schüler des Carolinums und die Entwicklung der Altschülerschaft einging. Gleichfalls in den Vermischten Beiträgen wird über diese Entwicklung während der vergangenen 30 Jahre berichtet.

A. F. Wagner erinnerte an den im Heft 60/61 des ‚Carolinum‘ von Gustav H. Piehler 1971 verfaßten Beitrag „Das Mecklenburgische Carolinum und das alte Marburg“, in dem er über die Wiedergründung und Entwicklung der Altschülerschaft, das Verdienst ihrer Initiatoren und über die glückliche Wahl des Tagungsortes Marburg schreibt. Die Ansprache klang aus mit der Versicherung, die Tradition der Freundschaft der Caroliner und ihre Verbundenheit mit der Heimat zu bewahren, solange alte Freunde mit dieser Erinnerung leben.

Am Sonnabend um 10 Uhr trafen sich alle zum Festgottesdienst im Hohen Chor der Elisabeth-Kirche. Hans-Jochen Heise spielte zu Beginn der Feierstunde ein B-Dur Praeludium von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Den Gottesdienst hielt, wie schon vor zwei Jahren, unser Mitschüler Probst a. D. Hans Schlie. Seine Ansprache folgt am Schluß dieses Berichtes. Die Feierstunde klang aus mit dem Konzert in h-Moll von Johann Gottfried Walther.

Zum gemeinsamen Mittagessen sahen sich alle wieder im Hotel Berggarten vereint, wo die ältere Generation auch der Mittagsruhe pflegte, um sich, nach dem Genuß einer Tasse Kaffee, für den Festvortrag unseres Caroliners Erhard Lungfiel gestärkt zu fühlen.

Der Vortrag mit dem Titel „Residenzstand Neustrelitz – Eine mecklenburgische Stadt früher und heute“ fand in dem Saal des Hotel Berggarten statt, anschließend war in der Halle des Philipps-Gymnasiums eine Ausstellung von Neustrelitz, die aus Anlaß der 250-Jahrfeier der Stadt bereits in mehreren Orten u. a. in Ratzeburg und Bevensen gezeigt wurde.

Einleitende Worte sprach A. F. Wagner und brachte den Dank der Altschülerschaft an das ihr durch Patenschaft verbundene Gymnasium Philippinum für die Bereitschaft, die Ausstellung zu zeigen, zum Ausdruck. Herr Studiendirektor Will nahm den Dank gern entgegen, da die Ausstellung einige Wochen in der Schule gezeigt wird, so daß die Schüler Gelegenheit haben, eine in der DDR liegende Stadt in ihrer Vergangenheit und Gegenwart ausführlich kennenzulernen. Herr Dieter Haker, aus Schwerin stammend und in Ratzeburg wohnend, erläuterte zur großen Freude seiner Zuhörer in ihm geläufigen Platt die Ausstellung im einzelnen. Sie zeigt in zahlreichen Tafeln mit Bildern und erläuterndem Text die Geschichte, Kultur, Gewerbe und Leben in der früheren Residenzstadt, belegt durch Urkunden und schriftliche Zeugnisse, für die Herr Haker die Unterlagen sich durch einen Besuch in Neustrelitz verschafft hatte.

Diese Vielfalt, eine Stadt zu sehen, war auch der Leitgedanke des Festvortrags von Erhard Lungfiel, aus dessen Worten vor allem eine herzliche Verbundenheit mit der Heimatstadt klang. Im einzelnen führte er aus, wie man das Bild einer Stadt unter vielen unterschiedlichen Gesichtspunkten sehen könne, je nachdem, welche Interessen und Erinnerungen jeden früheren Bewohner mit seiner Heimatstadt verbinden.

Um 20 Uhr begann dann der „Gesellige Abend“ im großen Saal des Hotel Berggarten. Ein Einmann-Unterhalter bestritt für die tanzfreudige Jugend den musikalischen Teil, nicht unbedingt zur Freude der älteren Generation. Alle aber wurden entschädigt durch den vorzüglichen Vortrag zweier Gedichte von Tarnow in gekonntem Platt und humorvollem Ton durch Jochen Heise. Anhaltender Beifall war der Dank für ihn. Siegfried Tesch zeigte auf Tafeln zusammengestellte Aufnahmen der Heimatstadt und Umgebung.

Am Sonntagmorgen, nach ausführlichem Frühstück, begann dann das große Abschiednehmen mit vielen Umarmungen unter alten Freunden und den herzlichen Wünschen für ein gesundes Wiedersehen 1987.

R. S.

Dominus de me cogitat

In meiner ersten Blüt'. Im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaist / und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt / mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt. Ich schmacht' in steter Plage.
Ich teilte meine Zeit / in Seufzer / Not und Klage /
Die Mittel / die ich oft für feste Pfeiler acht /
Die haben (leider!) all' erzittert und gekracht
Ich trage nur allein den Jammer / den ich trage.

Doch nein! Der treue Gott beut' mir noch Aug und Hand
Sein Herz ist gegen mir mit Vätertreu' entbrannt /
Er ist's / der jederzeit für mich / sein Kind muß sorgen.
Wenn man kein Mittel findet / sieht man sein Wunderwerk /
Wenn unsre Kraft vergeht beweist er seine Stärk /
Man schau't ihn / wenn man meint / er habe sich verborgen.

Andreas Gryphius
1616–1662

Predigt im Hohen Chor der Elisabeth Kirche zu Marburg für die Caroliner

am Sonnabend, dem 7. September 1985

von Probst a. D. Hans Schlie

Liebe Gemeinde ehemaliger Schüler der Neustrelitzer Schulen!

Wir leben umgeben von gewaltigen Spannungen, und es ist unüberhörbar für uns, unsere Gegenwart ist explosiv geladen. Die Medien, d. h. die Zeitungen, der Rundfunk und Fernsehen lassen uns immer wieder aufschrecken. Wir lesen und hören von politischen und militärischen Katastrophen. Und ebenso wenig hören die Naturkatastrophen und schweren Verkehrsunfälle zu Lande, Wasser und in der Luft auf, uns immer wieder zu beunruhigen und zu erregen.

Daher überfallen uns Zweifel und Fragen, sind wir und unsere Welt letztlich den Entscheidungen von Menschen und dem Spiel des Zufalls ausgeliefert? Wir wollen und sollten angesichts solcher Zweifel und Fragen uns an den lebendigen Gott erinnern, der uns in Jesus Christus sein ewiges Wort verbürgt hat, daß nicht Menschen oder der blinde Zufall das letzte Wort haben, auch nicht Regierungen oder gewisse Machtblöcke. Das letzte Wort hat Gott selbst. Alle Geschehen dieser Welt steht allein unter der Duldung und Zulassung Gottes, des Herrn der Welt.

Wir dürfen daher niemals nur klagen, jammern und schimpfen, uns auch nicht nur erschrecken, bedrohen, verbittern lassen und verzagen. Obwohl alle diese genannten Reaktionen menschlich verständlich sind, bleibt uns die einzige Gewißheit, daß Gott die Welt immer noch regiert und ihr Regent bleiben wird.

Vielleicht hilft uns dazu das Nachsinnen und Meditieren über den 62. Psalm. Es geht im Psalm darum, daß wir in der Unruhe unserer Tage die Stille finden, die wir für die Zukunft und unser tägliches Leben nötig haben. Wir müssen daher auf den Psalmisten hören und ihn fragen: Wie hat er diese Stille gefunden? Mit dem Hören hat es bei ihm angefangen. Nach langen Suchen hat er dann zweierlei gehört und angenommen. Das eine war die Erkenntnis: Gott allein ist mächtig! Das muß er uns gleich weitersagen. Menschen können viel, aber sie können auch bitter enttäuschen, wenn wir zuviel von ihnen erwarten, auch die uns wohlgesinnten. Eines Tages wird ihre Ohnmacht offenbar. – Auf Gewalt und Menschenmacht ist kein Verlaß! Es scheint, als wollten wir das durchaus nicht lernen. Gott aber will gerade in den Schwachen mächtig sein. Gott allein ist mächtig, auf ihn allein ist Verlaß! Und zum andern hat der Psalmist gehört: Gott ist gnädig! Er hat uns doch seine Gnade in Jesus Christus offenbart. Weil er gnädig ist, kann man ihm sein Herz ausschütten, alle Angst, alle Zweifel und Fragen vor ihm ausbreiten. So hat der Mann hier „Stille zu Gott“ gefunden, d. h. den tragenden Grund und die Geborgenheit seines Lebens. Er ist damit nicht aus dem Kampf heraus. Nein, aus dem Kampf ist er ganz gewiß nicht heraus, aber mitten drin ist seine Seele stille, weil sie darauf hört und sich danach richtet: „Gott allein ist mächtig, und du, Herr, bist gnädig“. – Wir alle hier in diesem Raum der Kirche lernen es ebenso wenig von heute auf morgen, stille zu sein zu Gott. Möchte uns diese Botschaft heute morgen darin ein Stückchen weiterbringen. Im 2. Vers dieses vorliegenden Psalms steht nun das Wort der Predigt, das so lautet: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“. (Ps. 62,2)

Zu den Hinterlassenschaften Hindenburgs gehört auch ein N. T., das er im 1. Weltkrieg benutzt hat. Auf der 1. Seite steht in den großen wuchtigen Schriftzügen des Präsidenten geschrieben, „In schwerer und großer Zeit dankbar benutzt, von Hindenburg“. Am Rande finden sich Jahreszahlen und Anmerkungen, vor allem in den Psalmen. Und auf der letzten

Seite seines Kriegstestamentes hat er die Psalmen zusammengestellt, die ihm besonders wichtig geworden sind. U. a. steht da auch Psalm 62 „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“! Dieses Wort sich anzueignen in schwerer Zeit, hat sich dieser Mann nicht geschämt. Er wußte um den ungeheuren Wert der Stille zu Gott in der unruhigen Welt.

Und wir sind heute im Lärm unserer Tage, in der wachsenden Unruhe unserer Gegenwart, im Sichüberstürzen der Nachrichten hier zusammengekommen, um Gottes Angesicht zu suchen. Und ich darf doch wohl aussprechen, unser aller geheimer Wunsch oder sogar Sehnsucht ist es, etwas von dem mitzunehmen, in die Unruhe des Alltages, was der Psalmist hier sein eigen nennt: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!“

Da redet er aus der Bibel zu uns mit einer zu Gott stille gewordenen Seele. Er redet aus diesem Buche, das alles andere als beschaulich ist, das selbst durchtobt wird von dem Lärm der Jahrtausende, von den Leidenschaften der Menschen, ihrem Irren, Wüten und Kämpfen. Davon ist doch die Bibel bis an den Rand gefüllt. Am Anfang die Riesenkatastrophe der Sintflut und das Todesgeschrei der ertrinkenden Menschen. Dann die Not und Pein eines gequälten Volkes unter der Fron Ägyptens, der blutige Krieg um das gelobte Land. Und schlimmer als das alles der Kampf der Menschen mit Gott, das Verachten seiner Gebote, der Ungehorsam gegen seinen Willen, die Strafe und Züchtigung, die dafür auf dem Fuße folgt, das Verharren in Trotz und Widerstand, der Bußruf der Propheten, der in den Wind geschlagen wird, die furchtbare Heimsuchung in der babylonischen Gefangenschaft, die Verwerfung des Sohnes Gottes, das Verbrechen, das man an ihm beging, als man ihn ans Kreuz schlug. Das furchtbare Gottesgericht, das diese Untat nach sich zog, dann das Leiden der Apostel für ihren Herrn. Und in der Offenbarung des Johannes die Gerichte, die diese Weltzeit zu Ende führen werden.

In diesem Lärm und dieser Unruhe, die in diesem Buche branden und wogen, steht hier ein Mensch, der unser armes Menschenherz in der Brust trägt und spricht: „Meine Seele ist stille, zu Gott der mir hilft!“

Und er ist nicht der Einzige, der um den Wert der Stille zu Gott wußte. Neben ihm stehen die anderen, die uns das gleiche zurufen. Andere Psalmsänger z. B.: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn“ (Ps. 37,7). „Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin“ (Ps. 46,11). Der Prophet Jesaja (30,15) spricht so: „Wenn ihr stille bliebet, würde euch geholfen. Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein. Paulus sagt: „Ringet danach, daß ihr stille seid!“ (1. Thes. 4,11). Sie alle wissen um den ungeheuren Wert der Stille zu Gott mitten im Lärm und in der Unruhe dieser Zeitlichkeit. Und was mehr ist als dieses Wissen, sie leben in dieser Stille zu Gott. Sie sind aus allem Lärm und aller Unruhe, die sie umgeben, vor ihren Gott getreten und haben in seiner Gegenwart die Stille gefunden, die das Herz stark und fest und getrost zu machen vermag. Diesen Menschen einer zu Gott stille gewordenen Seele möchten wir uns heute zugesellen und nach dem Geheimnis ihrer Stille fragen und darum bitten, daß sie auch unser Teil werde.

Und wir glauben nun die Stille der Seele dieses Mannes recht zu deuten und zu verstehen, wenn wir ihn sprechen lassen: 1. „Meine Seele ist stille zu Gott“ im Hören auf seine Stimme, 2. im Warten auf seine Hilfe und 3. im Ruhen in seiner Liebe.

Das war das erste: „Meine Seele ist stille zu Gott im Hören auf seine Stimme.

Das ist überaus wichtig für die Stille der Seele zu Gott: Das Hören auf Gottes Stimme. Aber eben um Gottes Stimme hören zu können, muß die Seele stille werden zu Gott. Wie sollen wir Gottes Stimme vernehmen können, wenn durch unsere Seele der Sturm der Angst, der Zweifel, der Sorgen und Befürchtungen braust. Das alles nimmt ja dem Ohr der Seele die Möglichkeit, hinaushorchen zu können auf das, was Gott zu sagen hat. Nein, all das muß schweigen in uns, damit Gott zu uns reden kann und Gehör findet.

Wie fein weist die Heilige Schrift auf dieses Stillewerden und Schweigen hin bei Menschen, denen daran lag, Gottes Stimme in ihrem Leben zu hören. So sprach der junge Samuel in entscheidender Stunde seines Lebens, als es für ihn um das Hören der Stimme

Gottes ging: „Rede Herr, denn dein Knecht höret“! (1. Sam. 3,9) Seine Seele wurde stille zu Gott, und nun kam Gott bei ihm zu Worte und konnte ihm seinen Willen offenbaren. In dieser Stille standen die Propheten des alten Bundes vor ihrem Gott, um seine Befehle und Weisungen zu empfangen. Wie hätten sie zum Sprachrohr Gottes an ihr Volk und an ihre Zeit werden können, wenn ihre Seele nicht stille geworden wäre zu Gott. Sie hätten ihre eigenen Gedanken und Meinungen mit Gottes Worten verwechselt und wären ihres Auftrages unsicher geworden. Aber nun stillten sie ihre Seele vor Gott, damit ihr inneres Ohr Gottes Stimme aufnehmen konnte.

Liebe Caroliner-Gemeinde! Gott hat uns auch heute wieder viel zu sagen durch sein Wort, durch seinen Geist, durch sein Walten in der Geschichte, durch das Gericht, das er über die Erde führt. Wie wollen wir Gottes Stimme hören, wenn wir den Lärm und die Unruhe nicht abstellen, den das Gegenwartsgeschehen in unseren Herzen erzeugt, wenn wir uns an den Sturm verlieren, den unsere heutige Zeit in uns entfacht und entfesselt. O, daß wir unser Ohr an sein Wort legten, um seine Stimme zu vernehmen, daß wir auch mit unserem Gebet uns in Zucht nähmen, daß es kein einseitiger Telefonanruf ist, wo wir reden, reden und reden und dann den Hörer weghängen und gar nicht die Gegenseite anhören, den lebendigen Gott, der uns doch heute viel zu sagen hat. Ist es uns wohl mal möglich, in der Stille mit gefalteten Händen in seinem Wort allein im Aufblick auf ihn zu lesen und unsere Gedanken zum Schweigen zu bringen, auf daß wir ihn allein hören? – Ich kann mir denken, daß dieser Beter im Psalm mit seiner zu Gott stillgewordenen Seele sein Ohr verschlossen hat gegen den Lärm, der ihn umgab. Aus der Welt schaffen konnte er diesen Lärm nicht, aber er konnte ihn für sich ausschalten in der Gegenwart Gottes. Und das kann gelernt werden in der Schule des Hörens auf Gottes Stimme. Wie mancher hat solches angespannte Hören im Berufsleben lernen müssen, umgeben von klappernden Schreibmaschinen und sonstigem Lärm und hin- und hergehenden Menschen. Zuerst war es ihm völlig unmöglich, in solchem Lärm einen Telefonanruf entgegenzunehmen, aber dann lernte er es, auf all das um ihn herum nicht mehr zu achten, sondern nur auf die eine Stimme, die sein Ohr suchte und ihm etwas sagen wollte. Solche Menschen der zu Gott stille gewordenen Seele werden damit Menschen gewaltiger Kraft, ein ruhender Pol, ein Halt für die Umgebung. Wir brauchen solche Menschen heute nötiger denn je. Wir sollten selber solche werden: Menschen, deren Seele stille ist zu Gott im Hören auf seine Stimme. Aus unserer eigenen Geschichte ein kleines Beispiel: Der Straßenkampf tobte 1945 in Berlin. Darin im Kampf stehend ein junger Soldat. Er liegt am Rande eines Bombentrichters. Im schrecklichen Kampfgetümmel hört er eine Stimme, die ihn auffordert, sich in den Kessel hineinrollen zu lassen. Er tut es! Später hört er, daß seine Mutter auf der Flucht an ihn in diesem Augenblick dachte und für ihn betete. Sein Berufswunsch war bisher Tierarzt zu werden, nun will er Theologie studieren. Er will mehr über den erfahren, der ihn in diesem Augenblick gerufen hat. Er will wissen, wer der ist, dessen Stimme er soeben vernommen hat.

Und 2. Meine Seele ist stille zu Gott im Warten auf seine Hilfe. – Der Psalmist sagt hier: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!“ Er weiß es ganz sicher, er glaubt es ganz fest, daß Gott hilft. Er hat schon vielfältige Hilfe Gottes in seinem Leben erfahren, sonst könnte er nicht so selbstverständlich, so gewiß sprechen: „. . . der mir hilft!“ Er kennt den Gott der Hilfe aus der Geschichte seines Volkes.

Er weiß, daß er auch in aussichtslosen Lagen helfen kann, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, er weiß es: „die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern (Ps. 77,11). Er ist doch der Allmächtige, dem alle Macht im Himmel und auf Erden zur Verfügung steht. Das steht ihm außer Zweifel. Aber nun will er den Anschluß an diese ewige Gotteshilfe finden, und das kann er nur mit einer zu diesem Gott stille gewordenen Seele, d. h. mit einer Seele, die stille werden kann, ohne zu ermüden, ohne zu verzagen, ohne in Kleinmut zu versinken, ohne am Glauben irre zu werden. Und auf Gottes Hilfe warten, unentwegt warten, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, ohne die Fassung zu verlieren, das kann man nur in der Stille zu Gott.

Diese Stille der Seele zu Gott im Warten auf seine Hilfe hat uns Jesus unübertrefflich gelehrt. Auf der Hochzeit zu Kanaan umgeben ihn die Menschen mit ihrer Fröhlichkeit, aber im Hintergrund tut sich die Sorge auf: „Herr, sie haben nicht genug Wein“! (Ev. Joh. 2,3). Und da wird inmitten der Unruhe seine Seele stille zu Gott im Warten auf seine Hilfe. Oder, da umgibt ihn das Klagen und Jammern der Menschen, als Lazarus gestorben ist. Und Jesus tritt an das Grab und spricht: (Joh. 11,41) „Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast, und ich weiß, daß du mich allezeit hörst.“ Hier ist seine Seele stille geworden zu Gott im Warten auf seine Hilfe, die den Toten aus dem Grab erweckte.

Und nicht nur Jesus durfte Gottes Hilfe im stillen Warten erfahren. Es ist auch für uns der Weg, Gottes Wunder zu erleben. Darum sollten wir stille werden im Warten auf Gottes Hilfe und sein Wunderwalten erfahren. Soweit der 2. Gedanke.

Und nun zum 3. „Meine Seele ist stille zu Gott im Ruhen in seiner Liebe!“ – Unsere heutige Zeit ist dazu angetan, uns an der Liebe Gottes irre machen zu lassen. Die Schuld der Menschen hat einen Zustand auf der Erde geschaffen, für den sie Gott verantwortlich machen und nun glauben, ihm mit Fug und Recht Vorwürfe machen zu können. Das furchtbare Massensterben sei doch mit seiner Liebe nicht vereinbar, das Sterben unzähliger Unschuldiger, die Verfolgung von Frauen und Kindern, die Vertreibung aus der Heimat und viele andere Scheußlichkeiten können doch keinen Freund im Himmel haben. Die Rede von der Liebe Gottes sei dummes, eitles Geschwätz. Aber all diese Kritik verwechselt Gottes Liebe mit unserer lauen, weichlichen Menschenliebe. Gottes Liebe trägt immer das Zeichen des Kreuzes. (Joh. 3,16) „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab“. In dem Opfer des Sohnes ist sie offenbar geworden als die heilige Liebe, die sich selbst nicht schont und geschont hat, um sich den Menschen zu schenken. Diese Liebe ist auch heute noch offenbar über einer Welt, die sie mit Füßen getreten hat. Sie leuchtet über jedem Grab dieser Jahre. Sie sieht alle Tränen, die immer noch geweint werden, sie überhört keinen Seufzer, der aus gequältem Herzen aufsteigt, keinen Schmerzlaut, dem hier auf Erden keine Hilfe wird. Diese heilige Liebe hat triumphiert am Kreuz im Tode Jesu für uns und kein Unglaube oder Zweifel kann ihr den Sieg wieder streitig machen. Sie steht am Ende dieser Weltzeit mit ihrer erlösenden Macht und spricht: „Siehe, ich mache alles neu“! (Offb. 21,5). Und nun gibt es heute schon Menschen, denen diese Liebe zu stark geworden ist, die ihre überwindende Kraft an ihrem Herzen erfahren haben, und die selbst in unserer wildbewegten Zeit stille werden mit ihrer Seele im Ruhen in dieser unwandelbaren Liebe, die ihr alles zutrauen; sie verwechseln diese Gottesliebe nicht mit: es guthaben, und um jeden Preis verschont werden. Aber sie stehen im Glauben, daß nichts, auch rein gar nichts die Seele scheiden kann von dieser Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist, unserm Herrn. – Wenn wir doch an dieser Liebe festhielten, allem Augenschein zum Trotz, und in ihr unser Herz stillten, was auch immer kommen mag.

„Alles Ding währet seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit“. Ich erinnere nochmals zum Schluß an unsere 3 Gedankengänge: 1.) Meine Seele ist stille zu Gott im Hören auf seine Stimme. 2.) im Warten auf seine Hilfe, 3.) im Ruhen in seiner Liebe. Möchte doch diese Stille zu Gott unser Lebensheil werden in der wachsenden Unruhe unserer Gegenwart! – Jemand hat einmal gesagt: „Nicht nach Ruhe sehne ich mich, sondern nach Stille“. Viele von uns mögen sich heute nach Ruhe sehnen, nach dem Ende dieser Zeit des Waffenstillstands, nach einem gesicherten und allen Gefahren halbwegs entnommenen Leben, wie wir es früher als Schüler gehabt haben. Aber ich frage uns alle: Ist das das Ziel für wirklich lebende Christenmenschen. Lohnt es sich, dafür zu leben? Nein! Sondern dafür lohnt es sich zu leben, durch Lärm und Gewalt, durch die Unruhe dieser Tage zu dem lebendigen Gott gebracht zu werden und seine heilige Stille zu finden, den F r i e d e n, den diese Welt nicht geben kann und nicht zu nehmen vermag. Ihn gibt es nur bei Gott, von dem der hlg. Augustin gesagt hat: „Du Gott hast uns zu Dir geschaffen und unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet, Gott, in Dir“.

Amen!

Immanuel Kant, Werdegang und Erbe

von Otthinrich Müller - Ramelsloh

Am 22. 4. 1724 in Königsberg geboren, als Sohn eines biederen Sattlermeisters und einer klugen Mutter, der ein ausgezeichneter Charakter nachgerühmt wird, wuchs er in einfachen und bescheidenen Verhältnissen auf. Als begabter Schüler besuchte er das in Königsberg gut angesehene Fridericianum und – von seinen Lehrern gefördert – studierte er anschließend. Zunächst bei Knutzen Philosophie und Mathematik. Er hörte aber zugleich auch bei Teske Physik und später bei D. Schultz, der ihn lebenslang förderte, auch Theologie (Dogmatik).

Im Alter von 22 Jahren schrieb er – bei Knutzen – eine Schrift über „die lebenden Kräfte“.

Im Juni 1755 promovierte Kant und nahm bald danach Vorlesungen über Logik, Metaphysik, Physik und Mathematik auf.

15 Jahre lang war Kant Magister.

Nach Knutzens Tod bewarb er sich – erfolglos – um dessen Lehramt. 1766 nahm er die 2. Aufseherstelle an der Universitätsbibliothek an.

Im März 1770 erhielt Kant das freigewordene Lehramt für Logik und Metaphysik. Professor Buck, der es bislang verwaltet hatte, übernahm den Lehrstuhl für Mathematik. 1787 wurde Kant, der sich durch seine vielfachen Schriften bereits einen Namen erworben hatte, in die Akademie für Wissenschaften in Berlin berufen. Zahlreiche tiefgründige Schriften flossen aus Kants Feder. Er wagte es, großen Männern zu widersprechen. Für ihn war die Wissenschaft „ein unregelmäßiger Körper ohne Ebenmaß“. Auch ein Wissenschaftler „von Zwergengröße“ könne in seiner Gelehrsamkeit andere, selbst anerkannte Autoritäten, übertreffen. Er wollte zwar nicht behaupten, daß sich die Wahrheit ihm mehr als anderen darstelle, aber „er wolle diesem Gedanken auch nicht ganz absagen“.

Es war vielerorts bereits offenkundig geworden, daß Kants Scharfsinn und „seine Tiefgründigkeit und Genauigkeit“ in mancherlei Hinsicht ganz neue Wege eröffnete. Metaphysik war für Kant die Wissenschaft „von den Grenzen der menschlichen Erkenntnis“. In seinen Überlegungen bewegte er sich stets an der Peripherie der Denkmöglichkeiten.

Schon früh gewann er die Einsicht, daß die Erwartung einer künftigen Welt „an den moralischen Glauben der jeweiligen Zeitgenossen geknüpft sei“.

Das ist auch der Kern seiner positiven Philosophie, die er allerdings nicht mehr geschrieben hat. Er begnügte sich mit seinen Kritiken, mit seiner negativen Philosophie. Der Grund dafür ist wohl darin zu sehen, daß Kant zeitlebens mit seinen Kritikern gerungen hat. Man machte ihm den Vorwurf der Unverständlichkeit und der mangelnden Popularität. Hierüber zeigte er sich sehr erstaunt.

Popularität könne einem Wissenschaftler doch nur zum Ende seiner Laufbahn zufallen. Er dürfe am Anfang seines Wirkens „jedenfalls niemals danach streben“. Das verführe gar zu leicht zu Zugeständnissen wissenschaftsfremder Art.

Wo es um die grundlegenden Fragen von „Welt und Mensch“ gehe, könnten Erkenntnisse auch „nicht anders als mit schulgerechter Präzision“ ausgemacht und durchgesetzt werden. Sollten seine Kritiker bessere Ausdrücke wissen, sei er ihnen für

Anregungen verbunden. Mit summarischer Kritik solle man ihn verschonen. Er lehre nicht „die Philosophie“, sondern „zu philosophieren“.

Kants drei Kritiken und auch seine sonstigen Schriften leiden unter betontem Trennungsdenken.

Das erweist sich schon aus ihrer Themenstellung: Das Ringen um die Grenzen des reinen Verstandes, die Raum- und Zeitgebundenheit aller Vorstellung, der gestaltende Einfluß der Erfahrung, die Bezugsgebundenheit aller Wahrheitserkenntnis, und schließlich die Bedeutung von Empfindung und Gemüt. Sie können nicht gegeneinander ausgespielt und abgewogen werden. Nur miteinander führen sie zu Neusicht und gesichertem Wissen. Der vor einigen Jahren verstorbene Baseler Biologe (Zoologe) Adolf Portmann spricht in dieser Hinsicht „vom Auswahlgang der unendlichen Möglichkeiten in Einem“, Kant zwar auch von der „Zusammenschau aller Gegenläufigkeiten“. Er stellte sie als notwendiges Denkprinzip heraus, setzte sich aber macher Kritik dadurch aus, daß er den Ganzheitsgedanken nicht genügend voranstellte. Dafür war die Zeit auch noch nicht reif.

Überall in den Schriften Kants stoßen wir auf Ansätze, die in ihrer Folgerichtigkeit zu den heutigen Erkenntnissen führen.

Schon der große englische Philosoph Whitehead (er schrieb mit Russell die *principia mathematica*) deutet Kants Apriorismus (die Lehre von den überkommenen Vorstellungen) in eine ererbte genetische Vorprogrammiertheit um¹⁾.

Kants transzendentaler Idealismus findet seine Bestätigung in der Evolutionslehre. Das aus der ererbten Vorprogrammiertheit und der fortlaufenden Eigenprogrammierung erworbene „Gewissen“ vernimmt den sittlichen Anspruch (Kant nennt es die sittliche Logik, die zur sittlichen Kausalität führe) und findet im abstrakt logisierenden Verstand seine Gegenläufigkeit. Sie versucht, sich dem Gewissen zu entziehen.

Kant ging es um den Übergang vom sittlichen Pflichtbewußtsein zum gläubigen Vertrauen auf die Erfüllung eines sittlichen Endzweckes. Das Sittengesetz beruht dabei „auf sich selbst“. Er identifiziert es mit der Naturgesetzlichkeit, und er unterscheidet zwischen reiner und Naturvernunft. Kants Religionslehre ist auch heute noch eine gewichtige Grundlage „für die Erneuerung des Menschen im Glauben, in seinen Glaubensvorstellungen“.

Die moralische Auslegung des kirchengeschichtlichen und auch des modernen Kirchenglaubens stellt Kant höher als alle Schriftgelehrsamkeit. Für ihn war der dogmatische Glaube nur ein Vorläufer eines Vernunftglaubens, wobei er letzteren allerdings mit unerbittlich strengem Sittengebot verband.

Alles, was nicht sittliche Überzeugung schafft und entsprechendes Handeln auslöst, war für Kant wertlos. Gegen Kants strengen Rigorismus wurde (zuerst von Bruno Bauch) eingewandt, eine Ethik, die Unerfüllbares verlange, treffe den Menschen nicht (so auch Fritz Heinemann und – z. B. – Ernst Bloch). „Damit es das Höchstmögliche bewirkt, muß das Sittengesetz aber selbst das Unmögliche“ verlangen. Das Sittengesetz muß den Menschen „im Streben“ erhalten. Mit seiner ganzen Schwere lastet auch das Böse auf der Menschheit.

Kants Kritiker (so z. B. Fritz Heinemann) sagen, Kant lasse eine kosmologische Religion (der Griechen z. B.) und die theologische Sprache der Weltreligionen als „nicht aus dem Gewissen“, aus der Naturvernunft, also nicht aus menschlicher Eigensetzung stammend, sondern als fremdgesetzt, nicht gelten. Dieser Vorwurf ist unzutreffend: In seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, nämlich anläßlich der Erörterung „des rechten Gottesdienstes“, betont Kant, es mache keinen Unterschied, wie man Gott diene. Vom tungusischen Schamanen zum europäischen

¹⁾ Whitehead, Prozeß und Realität, Suhrkamp 1984.

Prälaten sei zwar ein mächtiger Unterschied und Abstand in der Manier aber nicht in den Glaubensprinzipien. Auf die sittliche und damit ontische Glaubenskraft komme es entscheidend an.

Kants Ethik und seine Vernunftreligion basieren auf Kants Freiheitsbegriff: „Hinter dem empirischen Menschen muß es ein überempirisches Wesen geben, das fähig ist, jeweils eine neue Reihe von Veränderungen – modern ausgedrückt: von evolutiver Gestaltkraft – zu beginnen.“

Das ist – im Sinne meiner Schriften – der aus dem angehobenen Denken, aus dem dimensional aufschaltenden geistenergetischen Quantensprung, gewordene „Neue Mensch“.

Kant sagt in seiner Kritik der Urteilskraft: Die Meinung, alles geschieht nach dualistischer Gesetzlichkeit, aber einiges ist danach nicht möglich (nämlich die konstitutive Begründung von Leben), ist falsch: Es ist ja durchaus denkbar, daß in dem uns unbekanntem Grunde der Natur, der er die eigenschöpferische Kraft zuspricht, beide Behauptungen in einem einzigen Prinzip vereinigt sind. Unser Verstand mag nur – bislang nicht – imstande sein, diesem Prinzip eine Form zu geben. Damit spricht Kant den Funktionswert der Geistesenergie meiner Schriften an, sowie den Glauben als Träger und Vollstrecker dieser Energie. Ohne sie ist allerdings Evolution nicht möglich. Deshalb mußten auch Popper-Eccles in ihren Schriften (insbesondere „Das Ich und sein Gehirn“, R. Piper & Co München 1982) bei der Verfolgung des „menschlichen Lenkungsprinzips im Subatomaren“, also im Winzig-Unendlichen, auf den Hegelschen „Seiner Selbstbewußten Geist“ zurückgreifen. Die subatomaren Quarks sind aber imstande, sich selbst in jeglicher Formgestaltung zu konstituieren²⁾. Erich Jantsch spricht folgerichtig von einem Vermögen der Natur zur Selbstorganisation (Dissipation) und zur Selbstbestimmung (Autopoiese).

Da der Mensch in diese Strukturgebiete des Subatomaren hinabreicht, steht auch ihm dieser Weg – nämlich die Fähigkeit zum dimensional Quantensprung in die Mutation und folgend in die Evolution – offen.

In meinen Schriften – Der Gongschlag in der Stunde Null und besonders „Der magische Informationsbereich im Spiegel der Selbstvergessenheit des Menschen“ (Bläschke Verlag und Verlag Der Karlsruher Bote 1985) spreche ich die Selbstkonstitution im Wege der kybernetischen oder der Quantensprunglogik – und Kausalität (als Einführung in die Lebenspraxis) an.

Mit seinen Begriffen von der sittlichen Logik und der sittlichen Kausalität hat Kant diese Lösung bereits vorausgesehen. Er sagt – in seiner KrV – beide würden durch den undogmatischen Glauben als Naturkraft bewegt. Mit der Ratio ist hier in der Tat nichts mehr anzufangen. Ohne eine gläubige Überbrückung des Wechselspiels zwischen Verstand und konstituierenden Geistenergiewerten (wie sie sich in der Intuition offenbaren) ist eine Seinsentfaltung nicht möglich.

Fritz Heinemann (Philosophie im XX. Jahrhundert, Ernst Klett-Verlag Stuttgart) sagt S 464: weder die Sitten- noch die moralischen Gesetze der Völker seien identisch und daher als Grundlage für eine Ethik ungeeignet. Das Sittengesetz ermögliche daher keine Konfliktentscheidungen. Es bleibe erforderlich, nach einem überbrückenden Regulativ zu forschen.

Er übersieht, daß Kant das höchste Sittenprinzip im anhebenden Gedanken, im sogenannten Selbstüberstieg, findet. Kant spricht das Vermögen hierzu allerdings nur dem Genie zu. Ihm gelinge – im überzeugungsstarken Glauben – die Aufstrukturierung der Naturvernunft (KrV, Kanon Glauben – Meinen – Wissen).

²⁾ Harald Fritsch, R. Piper & Co, München, 1981.

Die Auffassung der Kritiker, es ständen sich unüberbrückbar gegenüber Kant und Fichte mit ihrem Vertrauen an die synthetische und konstruktive Kraft des Geistes und die Empiristen, die sich nur auf die Sinne verließen, trifft also nicht den Kern: Analytische Urteile über Funktionswerte der Organismen sind in jedem Falle unrichtig. Das Leben ist eine organische Ganzheit und nicht in Einzelteile auflösbar. Nur Totes ist analysierbar. Allerdings gibt es auch keinen Geist, der den Körper lenkt. Geist und Körper, Materie und Geist, sind im Lebensgeschehen eine untrennbare Einheit³⁾. Kant suchte diese als einendes Prinzip der Natur.

Der preußische Chef der geistlichen Angelegenheiten und Justizminister Wölber – ein Rosenkreuzer, der dem König Friedrich Wilhelm II eine Zeitlang sehr nahe stand – erließ 1788 ein Religionsedikt. Er war bemüht, den Einfluß der Aufklärung zu dämpfen.

Wöllner nahm auch an Kants moraltheologischer, also nicht aus der Bibel, entwickelter Glaubenslehre Anstoß. Bei Androhung seiner Entlassung als ordentlicher Professor verbot Wöllner Kant derartige Lehren, „die eine Umdeutung des Christentums bedeuteten“.

Kant stellte seine Vorlesung über seinen Vernunftglauben ein. Er trug sich schwer an dem Wöllnerschen Edikt und hat es niemals ganz verwunden.

Das mag „auch“ der Grund dafür gewesen sein, das Kant seine positive Philosophie, die er in den Grundzügen allerdings in allen seinen Schriften angedeutet hat, nicht mehr hat schreiben können.

Ein letzter Ausblick, eine Schlußhypothese für Kant, ein dogmatischer Anfangspunkt für seine Epigonen, war seine Überzeugung, daß der einzige göttliche Zweck, den die praktische Vernunft lehrt, die Realisierung des Sittengesetzes sei.

³⁾ Meine Geistenergie, Der Gongschlag in der Stunde Null. Bläschke 1985.

Zu den 1985 erschienenen Büchern von Otthinrich Müller-Ramelsloh „Der Gongschlag in der Stunde Null“ und „Der magische Informationsbereich im Spiegel der Selbstvergessenheit des Menschen“ siehe die Buchbesprechung Seite 101.

Der Alte in Warnemünde

Von Fritz Fillies, München

Wer geht schon gern zum Zahnziehen? Das dachte ein Urlauber in Markgrafenheide mitten im Krieg Anno 1941, als er mit dicker Backe morgens wach wurde, ausgerechnet jetzt. Die Kleinbahn bimmelte ihn nach Warnemünde, dort wäre einer, der sich auf sowas verstände, hörte er. Das wurde abenteuerlich.

Die Warnemünder, von altersher Fischer, Seefahrer und Lotsen, verstanden sich auch aufs Seebad und auf den Seehafen, seit die nahen Rostocker als erste über die breite Strandpromenade und die lange Westmole spazierten und es den Binnenländern vormachten. Das bekam den Warnemündern gut, aber sie vergaben sich nichts dabei. An der Warnow und da herum gilt die Lebensregel: Mal probieren, aber nichts verlieren. In Mecklenburg gehört zum Zug der Zeit auch Gegenverkehr. Das bewahrt, dem Urlauber sollte ein Licht aufgehen.

„Dentist“ stand an der Tür des Hauses. Das war einer der vielgeliebten Warnemünder Glaskästen, der einstöckigen Giebelhäuser mit vorgebauter Veranda, backsteinrot gereiht längs der Warnowmündung. Richtig schmuck nach außen, und innen Fußböden und Treppen ohne Anstrich holzblank geschrubbt, was saubere Schuhe verlangte.

Hinter dem Eingang tat sich gleich die Praxis auf. Als Wartezimmer diente die lichte Veranda, mit Ausblick auf die blinkende Warnow, das malerische Panorama der liegenden und fahrenden Fischkutter, ein Herzstück Warnemüdes. Die Veranda erweiterte sich zum großen Raum. Menschenleer überraschte er mit prächtigen alten Möbeln, vielen Kupferstichen und Zierat aller Art. Das entrückte in die Vergangenheit, und in der lautlosen Stille schien die Zeit stehen geblieben. Altbürgerlich angejährt und schier museal, ließ es mehr noch von ehedem erwarten, kündigte einen tiefen Hintergrund an. In Mecklenburg gibt man sich nicht auf Anhieb zu erkennen.

Die Augen überflogen auf einem runden Tisch ein Dutzend oder mehr kleine Porträts, stattliche Gesichter von mehr Männern als Frauen, gerahmt in Holz, Nickel und Silber, blickfangend auf schneeweißer gestickter Decke. Waren das Fotos einer großen Familie, sozusagen Stammbaum in der Stube? In der Mitte überhöhte ein breites Brustbild des letzten Kaiserpaares die anderen Konterfeis, die Majestät mit Kürassierhelm und strengem Blick, die Kaiserin mit schulterbreitem Hut und Aufputz, leutselig lächelnd. Nun standen die übrigen Leute da wie ein umscharender Hofstaat. Fehlte bloß der Zeremonienmeister, aber der kam anderweitig später.

An der hinteren Wand fiel ein hoher, steiler Kasten auf. Beim Nähertreten stellte er sich als Cinematograph aus den Kindertagen des Kinos heraus, mit Kurbel unten rechts zum Weiterdrehen, damit die kleinen schwarzweißen Bilder das Laufen lernten. Siehe da – ein Hocker bot sich zum Sitzen an, der Handgriff zum Bewegen. Zwei kreisrund brillenartige Gucklöcher entführten aus Raum und Zeit. Stumm glitt früheres Geschehen vorbei: Kaiserparade auf dem Tempelhofer Feld, Hirschjagd in der Rominter Heide, Kaiseryacht „Hohenzollern“ auf Nordlandreise, Seine Majestät kommandierte die Freiübungen der Seeoffiziere an Deck, dann Sturmwolken und Wogendrang, und bühenstolz die Einfahrt in den still erhabenen Fjord. Glanz, in laufenden Metern. Geräuschlos lenkte die kreisende Hand die Vergangenheit, gleichmäßig, langsam. Bei der Gegenwart ist das leider nicht zu machen.

„Lassen Sie sich nicht stören“, sagte jemand und nahte aus offener Tür, eine hohe Mannsgestalt mit schlohweißem vollen Haar, zerknittertem Greisengesicht und auffallend großen lebhaften Augen. Der Zahndoktor, sicher um die siebzig, reichte freundlich die Hand. Eben ging der Kaiser von Bord in Kiel.

Der Urlauber antwortete mit schiefer Miene, eigentlich wollte er nicht ins Panoptikum, sondern einen Zahn los werden. Wunderlich hieß die Erwiderung, höchst vergnügt: „Tähnweihdag – min Söhn, dat is de düllste Qual – na, sett di man en beten dal!“ Der Patient staunte und folgte dem Wink ins nächste Zimmer, in den großen Stuhl der Schmerzen, obwohl garnichts weh tat. Dort besah der alte Herr genau den Fall, murmelte etwas von Schwerenöter und befand: „Erst muß die Schwellung weg, dann sehen wir weiter!“ Während der Patient aufstand, folgte es platt: „De Sak kann hüt kein Enne finnen – dei kön'n noch öwermorgen winnen!“ Das war doch wirklich drollig, reimte sich wie bei Fritz Reuter, und der mit den beiden verschiedenen Gesichtshälften, die eine belustigt, die andere gequält, begriff: „Also übermorgen!“ Der medizinische Reimer fühlte sich verstanden, nickte bestätigend, sichtlich erfreut, und wies den anderen zurück an den Tisch. Darauf verschwand er schnellen Schritts.

Behende war er mit einer prallen Tüte wieder da und überreichte sie: „Leinsamen, Hausmittel, hilft bestimmt!“ Er beschrieb, wie gespült und warme Packung auf den Schwerenöter gelegt werden sollte. Hinten unten ließe sich das gut machen. Er rückte auf den Nebstuhl und fuhr fort, die Hausmittel beschaffe er selber, und unvermittelt lachte er den Beisitzer an: „Bloß das nächstfällige nicht, aber das gibt es erst hinterher, nicht zu verraten!“ Sein Geheimnis machte ihm Spaß. Ein spaßiger Greis, flink mit den Gedanken und den Beinen, in dem Alter!

Er sah den Urlauber nach einem mannshohen Gerät nebenan, beim großen Stuhl schauen. Dünne lange Stahlbeine hielten ein Schwungrad. Erfreut von der Neugier, erklärte er, sein Zahnbohrer wäre es. unten die Tretleiste, mit der der Fuß das Treibrad bewegte, und dieses setzte den Bohrer im Handapparat in Gang – altmodisch, aber lebenslang bewährt. Denn allein der geübte Fuß bestimmte die Geschwindigkeit des stählernen Dorns, und diesen führte das Feingefühl der Fingerspitze, präzise und schonend mit erfahrener Hand. Keine Motorkraft, nein, einzig der Tastsinn von Fuß und Finger!

So sprach der Könner vom alten Jahrgang, und der andere entgegnete anerkennend, es wäre gewiß ein Urteil aus alter Erfahrung. Das hörte der Fachmann merklich gern und eröffnete, längst wäre er im Ruhestand und lebte für sich allein, sogar sehr allein, aber eine dicke Backe fiel ihm natürlich auf. Gesprächig setzte er hinzu: auf die alten Tage gefragt zu sein, wäre unverhofft wie die Damenwahl. Er lachte und setzte hinzu: „Segg ich tau mi in meinem Sinn: Dat müßt doch recht plesirlich sin!“ Kam das aus dem Handgelenk oder woher? Das klang doch wirklich nach Fritz Reuter.

So kam es auch zwei Tage später, als die dicke Backe weg und der Zahndoktor erfreut war und abermals in den großen Stuhl aufforderte, und zwar erst ungereimt „Na, set't Jug doch en beten nedder“ und nach der Untersuchung des Bösewichts unten hinten – nun versteckt die Zange in der Rechten – beschwichtigend nett: „Na, denn man zu, seggt Rosengrün!“ Das erschien dem Patienten vertraut, aus dem Schullesebuch, aber nach hinten den Kopf gebeugt, verflog das schnell, denn im Nu war der Zaun heraus, mühelos gekonnt. Während er den Mund spülte, deklamierte der alte Helfer, jetzt quasi ein richtiger Meister vom Stuhl, mit heiterer Stimme: „Wie heißt es doch – ‚Leggt sinen Slötel an, fött wisser, giwwt em en Ruck – un ruter is'r', haha!“ Das wurde also zitiert, gewiß von Reuter! Sicher auch die vorherigen poetischen Zutaten. Schmerzlindernde Anleihen beim Dichter des Landes, probater Trick gegen die Angst vorm Zahnziehen.

Der Urlauber gratulierte dankbar zu dieser sokratischen Method'. Der Alte nickte höchst fröhlich, sagte: Reuter hätte doch vom Tähnuttrecken gedichtet, und deshalb gehörte er in

die Praxis. Er nötigte erneut an den Bildertisch. Ein froher Schimmer überflog sein Gesicht, glättete die Fältchen im Krakeles um die Augen und Mund, und die Augen wollten wohl Blinkfeuer strahlen. Er bat, der Urlauber sollte nicht Patient, sondern sein Gast sein, und er wandte sich dem Wandschränkchen zu, entnahm eine große Flasche und stellte sie vor den anderen auf den Tisch, frohlockend: jetzt käme das geheime Hausmittel an die Reihe – Rostocker Doppelkümmel! Zwei Gläser nahm er, nicht nur schnapsgroß, setzte sie und sich hinzu und rief entzückt: „Un hadd ’ne Buddel in de Hand un dränk darut för’t Vaterland!“

Sie verstanden sich auf diese Labung, und aufgetan gab der Zahnmann zum Besten, Patienten und Zähne hätten beide ihre Eigenarten, mal mehr die einen, mal die anderen, aber in seiner Wanderpraxis brächte der Kümmel stets alles zum guten Ende. Prosit! Das ließ fragen, wieso Wanderpraxis, und das förderte den Lebensbericht zutage.

Vierzig Jahre lang kutscherte er in Mecklenburg und Pommern herum, außer in den Erntewochen, und die Leute zeigten ihm die Zähne. Nun nannte er reihum die Namen der Bilder auf dem Tisch: Arnim, Behr-Negendanck, Bülow, Flothow, Kleist, mehrere Maltzan und Oertzen – sprich Ürzen –, einige Schwerin, dann Weltzin, Zeppelin, Zitzewitz und mehr. Die meisten kannte er von kleinauf. Sie schenkten ihm ihre Bilder. Nachwirkende Freude beglückte ihn, es war das Bilderbuch seines Lebens. Ja, und nicht nur sein Geld bekam er, sondern Schnepfen, Bekassinen, Hasen und vom Reh, nach dem Jagdkalender, und machmal zum Winter mehr Tüften als Platz im Keller. Haha, ein Gutsbaron schickte ihm nacheinander seine vier Töchter vor der Heirat zum Zahnappell, und die Ludwigsuster Dragoner wollten ihn sogar als Stallzahnmeister haben. Jeder Name, jedes Bild eine Anekdote. Das Kaiserpaar? Stellte er als oberste Repräsentanz von damals hinzu, ohne ihm auf den Zahn gefühlt zu haben. Lustig summierte er: „Nu sitt ick hier und kann mi schön wat piepen!“ Fritz Reuter sprach aus, was er selber dachte, und bei ihm fand er lebenslang, was er eigentlich von sich aus sagen wollte.

Über Reuter weiß man, daß er umso gütiger und größer dichtete, je mehr es ihn ergriff. Jetzt packten den greisen Landfahrersmann die Erinnerungen. Seine Augen strahlten zu seiner altersschönen Miene, als schauten die rückwärts nach früheren Wonnen. Der Kümmel, den er sichtlich schätzte, wurde weniger und zauberte enthemmend seinen Teil hinzu.

Mit Gedanken und Worten spazierte er durch die vielen Stationen seines tätigen Lebenslaufs. Er rief die Namen der Güter und Dörfer auf und durchmaß die Landschaften, zur einen Seite bis Schwerin und zur anderen bis Stolp und von der Boizenburger Elbe bis Feldberg. Es ging ihm, wie in Grabow Gustav Ritter gedichtet hat im Lied: „Dat treckt uns, let uns goornich los“. Begleitet vom Zuspruch seines Zuhörers, fügte er als sein eigener Zeremonienmeister die Begegnungen und Erlebnisse aneinander, ein buntes Bild ans andere wie im Guckkasten.

Nachdenklich, versonnen machte er Pause, prostete wieder mal und lehnte sich schweigend zurück. Wurde er müde vom ungewohnten Reden? Sonst war er stumm, allein, einsam. Schmunzelnd blickte er wieder auf und fuhr mit gedämpfter Stimme fort, wie für ein Geständnis:

Zwischendurch legte er Ruhetage ein, am liebsten in Hohenzieritz beim Schloß- und Landwirt Schwartz, bitte mit tz, und der lud gesellig an seinen Tisch, weil er den landwirtschaftlichen Küchenüberfluß nicht allein aufessen konnte. Draußen vorm offenen Fenster kriegten die Störche, nistend auf dem Scheunendach, ihren Anteil. Ja, und gegenüber in Königin Louises Schloßpark sangen unterm Maihimmel die Nachtigallen im Wettkonzert von der Liebe, bis hinunter an den Tollense-See und bis Alt Rehse. Venus hörte den Minnesang aus Mecklenburg, und sie schenkte ihm die Liebe seines Lebens . . .

Er schloß die Augen. Erschien ihm ein Traumgesicht oder fielen sie zu, erschöpft, auf die alten Tage übermannt vom gewesenen Glück? Goethe hat gemeint: „Wenn man älter wird,

muß man mit Bewußtsein auf einer gewissen Stufe stehen bleiben“ (Maximen und Reflexionen). Der alte Menschenfreund hatte sein langes Leben bestanden. Sein früheres Glück bewahrte ihm die Lebensart im Lande seines Fleißes und seiner Liebe. Das bildete sein Guthaben fürs Alter und machte ihn sicher für die Gegenwart, der er mit bewußtem Abstand die Zukunft überließ. Schwächen der Umwelt nahm er gelassen hin und lachte wie Zacharias Bräsig im Stavenhagener Reformverein: Die wollen bloß haben und nichts wissen und tun.

Als er länger schwieg, entrückt, übermüdet, stand der andere auf. Der alte Weise merkte es, hielt und drückte ihm die Hand. Das bekräftigte dem Urlauber die Liebesgabe dieser Stunden im Glaskasten.

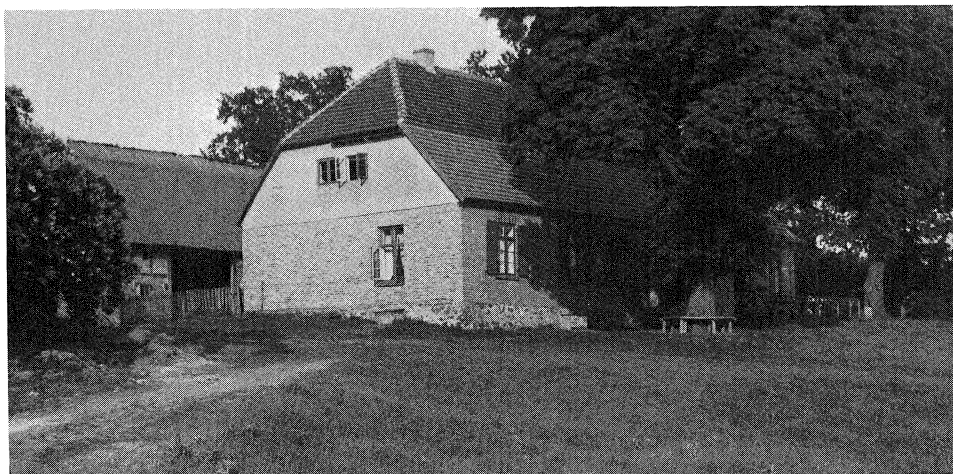
Brief Fritz Reuters an Otto Graf von Bismarck

Eisenach, 4. September 1866

Hochgeborener Herr, Hochverehrtester Herr Graf, es treibt mich, Ew. Exzellenz als dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen meines gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutschlands, meinen tiefgefühlten Dank zu sagen. Nicht Autoreneitelkeit, sondern der lebhafteste Wunsch, für so viel schöne Realität, die Ew. Exzellenz dem Vaterlande geschenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranlaßt mich, diesem Danke den Inhalt des beifolgenden Pakets beizufügen.

Möchten Ew. Exzellenz diesen meinen etwas zudringlichen Kindern ein bescheidenes Plätzchen in Ihrer Bibliothek gönnen und möchten die dummen Jungen imstande sein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die schweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergessen zu lassen. Gott segne Sie für Ihr Tun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen, als Sie ahnen, so auch das Ihres ergebensten

Fritz Reuters



Der ursprüngliche Pachthof „Müritz Hof“ um 1930

„Müritz Hof“

Das Naturschutzgebiet am Ostufer der Müritz¹⁾

Das Naturschutzgebiet (NSG) am Ostufer der Müritz ist untrennbar mit dem Namen Karl Bartels verbunden. Geboren in Teterow, war er zunächst in Röbel im Postdienst tätig. Bei seiner Übersiedlung nach Waren im Jahre 1912 trat er in die Finanzverwaltung über, wo er bis 1945 beschäftigt war. Seine Liebe und seine Freizeit war indessen der Natur und dem Naturschutz gewidmet. Schon frühzeitig begann der einstige Anhänger der „Wandervogel“-Bewegung sich der Erhaltung der heimatlichen Natur- und hier besonders der Tierwelt zuzuwenden.

Jahrelang kämpfte er um das Überleben der Seeadler. In der Zeitschrift „Mecklenburg“ (Organ des Heimatbundes Mecklenburg, Jg. 1927) kann man nachlesen, wie sich die Angehörigen der „Vereinigung für Heimatschutz“ in Waren, in der auch Karl Bartels mitwirkte, immer wieder mit Eingaben an das Meckl.-Schwerinsche Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten gewandt haben, um den Schutz der Adler zu erreichen.

Ein besonderes Anliegen blieb für Karl Bartels das NSG am Ostufer der Müritz. Hier war in den Jahren 1798–1834 im Gefolge der Regulierung von Elde und Havel durch Absenkung des Wasserspiegels um rund 1,50 m eine breite Uferzone trockengefallen, auf der zunächst Weideflächen eingerichtet wurden. Durch den laufenden Viehverbiß entwickelte sich die Wacholderdrift zögernd. Nur wenige Kiefernüberhälter bestimmten das Landschaftsbild. Besonders im Gebiet um den 1850 errichteten „Müritz Hof“ blieb die Landschaft lange Zeit stabil.

Das NSG war vielschichtig strukturiert. Neben ausgedehnten Weideflächen, unterbrochen von einzelnen Buschgruppen bestehend aus Weißdorn, Wacholder und Heckenrosen, waren es flache Lagunen, ein sumpfiges Vorland und große, einzeln stehende Kiefern, die dem Gebiet seinen Reiz gaben. Die Ruhe der Landschaft und ihr Biotopreichtum boten zahlreichen Tieren und Pflanzen eine Heimstatt. So konnte man bei einem Gang über die Koppelflächen das Fettkraut, eine fleischfressende Pflanze oder das Knabenkraut, eine der wenigen noch erhaltenen einheimischen Orchideen bewundern. Sumpfschildkröte und

¹⁾ Zum 100. Geburtstag von Karl Bartels (29. Juni 1884), des langjährigen Naturschutzbeauftragten für den Kreis Waren (Müritz).



Der Museumsleiter Karl Bartels
mit einem Edelmarder

Fischotter waren hier noch heimisch. Besonders zahlreich war die Vogelwelt vertreten. Neben den Greifvögeln wie Seeadler, Fischadler, Wanderfalke und Baumfalke waren Schwarzstorch, Zwergrohrdommel, Uferschnepfe und Brachvogel früher vorhanden. Die seltenen Trauer- und Zwergseeschwalben nisteten am Müritzufer. Seggenrohrsänger und Blaukehlchen konnte man damals noch in Müritzhof beobachten. Oft wanderte Karl Bartels zusammen mit dem bekannten Fotografen Paul Boldt und dem Lehrer Walter Präfke an Nachmittagen nach Müritzhof, wo die Landschaft allen Naturfreunden unvergleichliche Bilder bieten konnte.

Jahrelang mußte Karl Bartels in mühsamer Kleinarbeit um die Unterschutzstellung dieses Gebietes kämpfen. Zunächst galt es, die Nutzer der Flächen, hier besonders die Mitglieder der Warener Weidegenossenschaft zu gewinnen. Als dies gelungen war, machte das Zerwürfnis mit dem seinerzeitigen Besitzer von Federow und Speck, dem preußischen Staatsrat Dr. Herrman einen Strich durch die Rechnung, der seine Jagdinteressen tangiert sah. Seinem Einfluß war es zuzuschreiben, daß „Müritzhof“ bis 1945 nicht in das „Reichsnaturschutzbuch“ aufgenommen wurde. Erst 1949 erfolgte die offizielle Erklärung zum Naturschutzgebiet. Nunmehr allerdings um die angrenzenden Flächen des Teufelsbruches, des Großen Bruches, der Wohld und des Paradieses bei Speck erweitert. So hatte der jahrelange, oft zermürbende, doch immer unermüdlich und zäh geführte Kampf um „Müritzhof“ einen krönenden Abschluß gefunden.

Der ursprünglich als Ziegelei und später als Pachthof geführte „Müritzhof“ wurde 1953 zur „Lehrstätte für Naturschutz“ ausgebaut. Im August 1954 erfolgte hier der erste Lehrgang mit 11 Teilnehmern. Naturschutzbeauftragte, Lehrer, Land- und Forstwirte erhielten an dieser Lehrstätte seit diesem Jahr „vor Ort“ praktische Hinweise für ihre

verantwortungsvolle Arbeit. Licht- und Telefonleitungen wurden nach Müritzhof verlegt und die Straße teilweise asphaltiert. Wenn der Berichtersteller jedoch zurückdenkt an die Zeit Ende der 40er Jahre, als er noch zusammen mit Karl Bartels, seinem Freund Eicke Fliegner, dem Heimatforscher Carl Hainmüller und dem Tierfotografen „Liebing“ Moll nach Müritzhof wanderte, dann war es dort seinerzeit zwar wesentlich primitiver, aber doch unvergleichlich urwüchsiger. Wir wohnten in dem ehemaligen Pferdestall der Ziegelei im Wäldchen am „Spukloch“. Es war damals einsam in Müritzhof. Wenn man an einem warmen Sommerabend noch spät am Müritzufer saß und der große See wie ein Spiegel lag, konnte man die Unterhaltung der Röbeler Angler am „Rodenberg“ so genau hören, als säßen sie nebenan. Nach einem warmen Gewitterregen waren die Koppeln voll von Champignons. Direkt vor dem Stationswäldchen horstete der Fischadler auf einem Kiefernüberhälter. Über dem Spukloch jagte der Baumfalke und kröpfte Libellen im Fluge. Im Herbst, zum „Altweibersommer“ war die Luft erfüllt vom Ruf der Kraniche und dem heiseren Schrei der Wildgänse. Dies war die Zeit, wo auch Karl Bartels unruhig wurde. Soweit es seine Freizeit später als Leiter des Maltzaneums (Müritz-Museums) erlaubte, war er „draußen“. Still und versonnen schaute er dann nach dem kreisenden Adler, durch den die Wildgänse aufgeschreckt wurden.

Er ist in all den Jahren, in guten wie in schweren Stunden, seinen Idealen treu geblieben. Sie haben ihn die ganze Zeit jung gehalten. Noch heute danken ihm seine einstigen „Schüler“, denen er damals den Schlüssel zum Lesen im großen Buch der Natur vermittelt hat.

Die ersten Seiten hierzu wurden in „Müritzhof“ geschrieben, dem Kleinod Mecklenburgs am Ostufer der Müritz.

Berlin, 1. 10. 84

„Hanning“ Deppe

Aus der Einladung zum 18. Jahrestreffen der Altschülerschaft Waren (Müritz), Sitz Hamburg



Karl Bartels im Garten
des Müritz-Museums 1956



Die Weidefläche der „Spuklochkoppel“ mit aufkommender Wacholderdrift um 1949
Foto: K. H. Moll/Waren (Müritz)



Der „Müritzhof“ nach dem Ausbau zur „Lehrstätte für Naturschutz“ 1953



Wacholderlandschaft im Vorland von „Müritz Hof“ am Ostufer der Müritz um 1950
Foto: K. H. Moll/Waren (Müritz)



„Wahrensche Wohld“ im Naturschutzgebiet „Ostuf der Müritz“
Foto: Helmut Wegener/Pforzheim

Wat sick de Kauhstall vertellt

Dürt gung taum Melken in den Stall,
Dor steiht ehr Schulden-Jöching all
Un steiht un lurt,
Wo lang't woll durst,
Bet sin leiw Schatz, sin Dürten, kümmt
Un hei sei in de Armen nimmt.

Un Dürten kümmt, un Jochen fött
Sei rundting um: „Wo di dat lett!
So rank un rund,
So'n roden Mund!“
Un drückt en Kuß ehr up de Lippen.
„Lat sin, lat sin! Ick möt ja strippen!“

Un Jochen treckt sei up den Schot
Un küßt ehr Mund un Backen rod.
„Lat sin, lat sin!
Hei kümmt herin,
De Herr, de kümmt um dese Tid,
Hei jöggt mi weg, wenn hei dat süht.“

Un Jochen röppt lütt Hanning tau:
„Hir stell di her un paß genau,
Ob kümmt ok wer;

Un kümmt de Herr,
Denn raup uns ok, min lütt Jehann!“
Un treckt sin Dürten faster ran.

Un Hanning steiht nu an de Dör,
Kickt dörch de Dörenritz hervor.
„Noch pümmt hei nich,
Noch pümmt hei nich,
De Herr, de pümmt noch lange nich!“
Un Dürt un Jochen küssen sich,

Un heww'n einanner in den Arm
Un küssen sick ok gor to warm.
„Noch pümmt hei nich,
Noch pümmt hei nich,
De Herr, de pümmt noch lange nich.“
Mit einmal fohrt lütt Hanning t'rügg.
„Nu pümmt de Herr! – Hir is'e all!“
De Herr steiht midden in den Stall.

„Die Mews-Linie“

Erzählung von Hans-Günther Wentzel

Die Inflationsjahre mit ihren verheerenden Auswirkungen auf viele Schichten der Bevölkerung waren vorüber.

Sogenannte „Inflationsblüten“, die in allen Zweigen der Wirtschaft entstanden waren, hatten inzwischen ihre Existenz aufgeben müssen. Der Gesundungsprozeß in der Wirtschaft setzte sich langsam aber stetig durch. Auch in der Schifffahrt war eine aufsteigende Tendenz zu verzeichnen. Um zu Erfolgen zu gelangen, gehörten neben Unternehmungsgeist Fachwissen, Zielstrebigkeit und Ausdauer. Harte Arbeit war man darüber hinaus in der Seefahrt gewohnt.

In dieser Erzählung, die auf wahren Begebenheiten beruht, soll dem Leser ein Einblick in den Aufbau einer Reederei gegeben werden. Dabei erlebt er aber auch die Menschen am Wasser und die sie beschäftigenden Probleme anschaulich mit.

Am Hafen bei dem alten Wassertor in Wismar trafen sich Kapitän und Reeder Heinrich Mews und sein Makler Hermann Karsten.

Vor dem ersten Weltkrieg waren beide Partner des Dampfers „Seedler“ gewesen, der im Stückgut- und Passagierverkehr zwischen Wismar und Lübeck eingesetzt war. Dieser wurde im August 1914 von der Kaiserlichen Marine als Vorpostenboot angefordert. Bei einem Kriegseinsatz sank dieses Schiff.

Mit dem Motorsegler „Helene“ wurde die frühere Linienfahrt vor einiger Zeit wieder aufgenommen.

Es war ein naßkalter Februartag. Schnee mit Regen vermischt gestalteten das Wetter ungemütlich. Wer nicht unbedingt an Bord seines Schiffes bleiben mußte, zog es vor, eines der Lokale in der Hafengegend aufzusuchen.

Mews und der Makler strebten dem nahegelegenen „Restaurant Norden“ auf dem Spiegelberg zu. Hier traf man immer Leute, die irgend etwas mit der Schifffahrt zu tun hatten, und man erfuhr Neuigkeiten, die oftmals recht nützlich sein konnten. Das Lokal gehörte dem Dänen Valdemar Jörgensen, der im gleichen Hause ein Geschäft für Schiffsproviand und Seemannsausrüstung betrieb. Es gehörte zu den Gepflogenheiten des Inhabers, vom Kapitän bestellte Waren direkt auf das Schiff zu bringen. Diese Aufgabe erfüllten die Lehrlinge, indem sie sich einer Schiebkarre bedienten, um über das holprige Kopfsteinpflaster an den Liegeplatz des Schiffes zu gelangen.

Heute, am Montag, d. 16. Februar 1925, ist das Lokal besonders gut besucht. Bei einem steifen Grog oder einem Glühpunsch, wobei die üblichen dicken Zigarren nicht fehlen durften, bietet das Restaurant eine angenehme Atmosphäre der Gemütlichkeit.

In den Gesprächen zwischen Schiffern und Maklern geht es dann meistens um Frachtraten und die Kosten für das Be- und Entladen der Schiffe.

Mancher Kapitän, der gleichzeitig Reeder seines Schiffes ist, dreht den Pfennig ein paarmal um, bevor er ihn ausgibt. Nun, Kaufleute halten es ja genauso, wenn die Frachtraten ausgehandelt werden. Solange genügend Frachten auf dem Markt sind, nutzt jeder Reeder die Gelegenheit, Kapital oder – wie es auch so nett in der Schifffahrt heißt –

„Fett anzusammeln“. Bekannt ist an der Küste der Spruch „Sieben Jahre Gold, sieben Jahre Schiet“.

An einem kleinen runden Tisch in der hinteren Ecke des Lokals sitzen Kapitän Mews, der noch in Lübeck ansässig ist, und sein Makler bei einer angeregten Unterhaltung. Mews, ein Mann Mitte der Fünfziger, macht einen besonders robusten Eindruck. Verschmitzt schaut er aus den Augen. Sein Gesicht ist von Wind und Wetter gebräunt. Großes Vertrauen hatte er sich durch Zuverlässigkeit bei den Verladern in Lübeck und Wismar erworben. Schon vor 25 Jahren hatte Mews die Linienfahrt aufgenommen.

„Mir gefällt es nicht, daß du auf deiner Linie einen Konkurrenten erhalten hast“, sagt der Schiffsmakler Karsten. „Der Kaufmann Storr am Lohberg hat vor einigen Tagen den Dampfer „Nelusco“ angekauft. Unter dem Namen „Seeadler“ soll er fortan zwischen Wismar und Lübeck verkehren. Ich glaube nicht, daß du da mit deinem Motorsegler „Helene“ konkurrieren wirst.“

„Ich kenne diesen Neuling zwar nicht, doch ich kann dir schon heute sagen, daß er die Mews-Linie nicht verdrängen wird“, antwortet Mews, „ich weiß genau, wie hoch das Frachtaufkommen ist. Auf meinem Schiff fahre ich mit einem Boots- und einem Decksmann. Ich habe daher nicht so hohe Kosten wie mein Konkurrent, der auf dem Dampfer „Seeadler“ mit Kapitän und vier Mann Besatzung fahren muß.“

„Das ist alles schön und gut“, meint Karsten, „aber du darfst auch nicht vergessen, daß der am Lohberg den ganzen Tag Zeit hat, sich persönlich mit den Verladern in Verbindung zu setzen, während du am Ruder deines Schiffes stehst und bei der Annahme und Ausgabe der Güter selber Hand anlegst. Ein Dampfer bietet darüber hinaus eine bessere Chance, zusätzlich solche Güter zu befördern, die mit einem Segler nur ungerne mitgegeben werden. Dabei denke ich an Zucker, Mehl und leicht verderbliche Waren.“

Zu den beiden gesellt sich ein weiterer Mann. Es ist der Stauer Bannier.

„Na, was hast du denn Neues am Hafen erfahren?“ fragt ihn Mews.

„Es steht viel Getreide zum Rhein zur Verladung. Auch haben die Importeure mehrere Dampfer zur Verschiffung von Kohle aus England nach hier angenommen.“

„Bannier, das interessiert mich doch überhaupt nicht. Mit meinem Schiff fahre ich ja nicht zum Rhein. Ich will wissen, was der neue Konkurrent auf meiner Linie macht.“

Bannier antwortet:

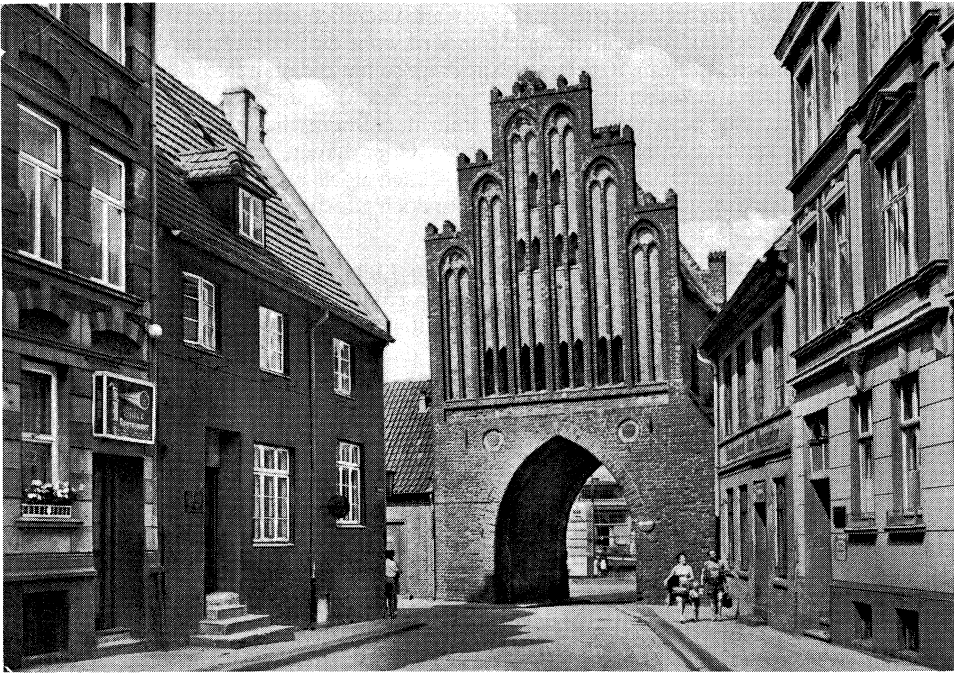
„Von dem Verlademeister der Zuckerfabrik Wismar habe ich erfahren, daß Storr zur Verladung nach Lübeck 2000 tons Zucker angenommen hat. Dort wird der Zucker zur Weiterbeförderung auf Binnenschiffen nach der Oberelbe umgeladen. Damit ist der Dampfer „Seeadler“ für mindestens 8 Wochen beschäftigt.“

Diese Nachricht muß wie eine Bombe eingeschlagen haben.

„Das ist nicht wahr“, ereifert sich Mews. „Noch vorgestern habe ich mich mit dem Buchhalter Naujok unterhalten, und da war das noch gar nicht perfekt.“ Und an den Makler gewandt: „Hermann, du wirst dich morgen früh sofort darum kümmern. Ich will genau wissen, was da los ist.“

Das Gespräch wird einen Augenblick unterbrochen. Die Serviererin war an einem Nachbartisch mit ihrem Tablett ausgerutscht. „Ein Glück, daß wir die Ladung Glühpunsch nicht auf unseren Balg bekommen haben“, meinte der Makler.

Dafür hat Olof Malmström von dem schwedischen Motorsegler „SYLVIA“ das Pech gehabt. Der stämmige blonde Schwede steht auf, und Valdemar Jörgensen nimmt ihm das Jackett ab. Da er in einer Schiffsausrüstung auch eine Abteilung für Seemannsbekleidung unterhält, verspricht er ihm als Ersatz ein neues Jackett. So einfach geht das hier alles vor



Das Wassertor in Wismar – links davon im Vordergrund Teilansicht des „Restaurant Norden“ – gegenüber im Vordergrund rechts das Kontor des Schiffsmaklers Hermann Karsten.

sich. „Das ist nicht so schlimm, und das kommt ja auch nicht alle Tage vor“, sagt lächelnd der Däne. Und wie hier in Wismar, wird es auch in den anderen Häfen der Ostsee gehalten.

An unserem Tisch, worauf sich auch der nette Stander einer Reederei befindet, kommt eine neue Lage Rotspon an. „Duftet ja wieder herrlich“, sagt der Stauer, dessen Nase fast wie der Glühwein leuchtet. Aber Mews läßt der Gedanke an den Konkurrenten Storr nicht in Ruhe. „Also das verspreche ich euch, dieser Kerl wird mit mir noch das blaue Wunder erleben, so wahr ich Heinrich Mews heiße. An diesen Zuckerladungen wird er sich noch nicht gesund stoßen. Übrigens, wo hat der eigentlich das Geld her, um sich den Dampfer zu kaufen?“ „Ja, soviel ich von der Bank erfahren habe“, erwidert Makler Karsten, „soll diese das Schiff mit 50% beliehen haben. Den Rest soll der bisherige Eigner gestundet haben. Na, und die Firma ist ja auch eine GmbH, so daß da sowieso nichts zu holen sein wird, wenn das Unternehmen mal pleite macht.“

„Wir werden ja sehen“, sagt Mews, „vergiß bitte nicht, daß ich mit der Fehmarn-Linie seit Jahren zusammenarbeite. In Lübeck laden wir Stückgüter, die für Burgstaaken, Kiel bzw. Wismar bestimmt sind, in die Dampfer „Fehmarn“ und „Bürgermeister Lafren“ um. Hier wird mich Storr nicht stören. Auch Otto Ippen wird nicht in meine Fahrt kommen.“

Während der Stauer sich Rasmus Jensen von der „Fremad“ aus Rudkjöbing zuwendet, machen sich Mews und sein Freund Hermann zum Aufbruch fertig. Typisch für unseren Reeder, er trägt traditionsgemäß eine schwarze Melone mit breiter Krempe. Er tippt daran, wenn er jemandem einen Gruß erbieht.

An dem Haus gegenüber des Restaurants „Norden“ hängt ein Schild mit der Aufschrift „Hermann Karsten – Schiffsmakler“. Zum Abschluß des Abends wird man dort im Kontor noch einen Schluck aus der Aquavit-Flasche nehmen.

„Der „Seeadler“ hat achtern eine Leckage, wahrscheinlich kommt das Wasser durch den Wellentunnel in den hinteren Laderaum. Man wird wohl die Schraube ausbauen müssen“ berichtet der Bootsmann Franz Gerlich. „Na, dann sollen die man aufpassen, daß aus der Zuckerladung kein Zuckerwasser wird“ erwidert Mews „und ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt, Sie sollen nicht immer mit der Mannschaft von der Konkurrenz herumtratschen, dafür bezahle ich Sie nicht.“ „Oder haben Sie die Absicht, bei der Konkurrenz anzuheuern?“ „Daran habe ich wirklich noch nicht gedacht, Kapitän. Die Chancen auf unserem Segler „Helene“ sind wohl doch günstiger“. „Das will ich aber auch meinen“ antwortet Mews.

„Vielleicht werden auch wir eine Woche zum Liegen kommen, denn der Monteur Seemann sagte mir vorhin, daß er die für die Maschine benötigten Ersatzteile nicht auf Lager haben wird“, gibt Mews seinen beiden Leuten bekannt. „Und Gerlich, gehen Sie sofort zum Schiffer Baustian, und sagen Sie ihm, daß ich seine „Auguste“ chartern will. Dann fragen Sie ihn auch gleich, wieviel er pro Tag dafür haben will.“

Nach einer Weile kommt der Bootsmann zurück. „Sie möchten selber zum Baustian kommen und sich mit ihm über den Chartervertrag unterhalten.“ „Muß ich das? Der Baustian wird auch immer bequemer. Der kann doch wohl die 200 Schritte nach hier laufen, wenn es um ein Geschäft für ihn geht“ ereifert sich Mews. „Döskopp“, denkt der Gerlich bei sich, „er kann doch auch selbst dahin gehen, denn er braucht jetzt ja dringend ein Ersatzschiff“. Der Decksmann dreht sich um und grient, denn er kennt den Alten schon ganz gut.



Wenn der Reeder vom Lohberg aus seinem Kontorfenster schaut, kann er den Alten Hafen bis zum Baumhaus, worin sich auch die Lotsenstation befindet, überblicken. Hier wickeln sich der gesamte Stückgutverkehr sowie der Getreide- und Zuckerumschlag ab. Keine fünfzig Schritt vom Kontor entfernt befindet sich auch der ständige Liegeplatz der Mews-Linie. Eine bessere Kontrolle über die mit der „Helene“ verschifften Güter kann man sich nicht wünschen.

„Wie weit sind jetzt Ihre Leute mit dem Abdichten des Lecks in der Achterluke“ fragt Storr Kapitän Miele. „Wir sind soweit mit allem klar, und ich hoffe, daß die Zementabdichtung bis morgen mittag abgebunden sein wird, so daß wir nach Ladungsübernahme übermorgen wieder auslaufen können“, entgegnet der Kapitän.

„Also haben wir wieder mal Glück gehabt. Wie mir zugetragen wurde, wird die „Helene“ wegen Motordefektes zwei Wochen ausfallen. Veranlassung für Sie, Kapitän, die Verloader für unsere Linie zu gewinnen.“

„Worauf Sie sich verlassen können. Das liegt ja auch ganz in meinem Interesse. In Lübeck habe ich bereits Kontakt zu den Kali-Verladern aufgenommen. Wenn das klappt, dann haben wir ständig Rückladung.“

Darauf der Reeder: „Schon gut, aber Kali ist eine unsaubere Ladung und bringt auch kaum Gewinn. Sie sollten sich daher in Lübeck mehr mit den Stückgutspediteuren befassen, damit ist entschieden mehr Geld zu verdienen.“

Mit den Worten: „Sie sollen mit mir zufrieden sein“, verabschiedet sich der „Seeadler“-Kapitän und verläßt nicht gerade bester Laune das Kontor.

Beide konnten jedoch zu dieser Zeit nicht ahnen, daß Mews den Segler „Auguste“ als Substitut chartern würde.

Mews und Baustian wurden sich einig. Sandböter Baustian hatte diese seltene Chance zu seinem Vorteil wahrgenommen. Mews vertrat den Standpunkt, besser für eine kurze Zeit weniger verdienen, als der Konkurrenz Gelegenheit zu geben, in das Stückgutgeschäft einzusteigen.

Bootsmann Gerlich steht am Ruder der „Auguste“, als man draußen auf See dem Dampfer „Seeadler“ begegnet. Bei achterlichem Wind macht sein Schiff unter Segel und Motor gute Fahrt. Es liegt ruhig in der rauhen See. Der Dampfer stampft und schaukelt jedoch recht bedenklich und nimmt viel Wasser über. Von den Heringsfässern an Deck haben sich schon einige selbständig gemacht. Kapitän Miele blickt mürrisch von der Brücke seines Schiffes hinüber. Der übliche Gruß mit der Dampffeihe unterbleibt. In früheren Zeiten soll es ja schon vorgekommen sein, daß der Konkurrent den anderen in Grund und Boden rammte.

„Das hast Du Dir wohl nicht gedacht, daß wir schon wieder da sind“ raunt Gerlich vor sich hin. „So leicht läßt sich unser Alter nicht unterkriegen.“



An einem Sonntagmorgen im Mai treffen sich im Restaurant „Norden“ verschiedene Leute aus dem Hafen zum Fröhschoppen. Darunter befindet sich auch „Charly“, der seine Nase überall reinsteckt. Ihm entgeht nichts. Es gibt Leute, die gehen ihm aus dem Weg. Andere wiederum hören sich seine Neuigkeiten an. Typen dieser Art gibt es wohl in jedem Hafen. „Die Menschen haben schon wieder zuviel Geld, und der Zaster wird mit vollen Händen ausgegeben. Drüben bei Heini Boldt tanzen die Puppen auf dem Tisch. Aber wenn Ihr denkt, da laufen nur Seeleute den Dirnen nach, dann habt Ihr Euch verkalkuliert.

Letzte Nacht kreuzte da mal wieder Ossy, das verwöhnte Muttersöhnchen auf. Dieser lange Lulatsch. Na, Ihr wißt schon wen ich meine. Eine Lokalrunde nach der anderen mußte der Wirt anschreiben. Alles auf Kosten des reichen, schwedischen Reeders“ posaunte Charly. „Ist ja nicht zu fassen so was“, meinte Sigismund, der kleine Schuster, der sonst in seiner Werkstatt gewöhnlich auch alles erfährt. „Kinder, das habe ich ja garnicht mitgekriegt, und meine Frau hat mir davon auch noch nichts erzählt.“ „Ja, so ist das nun sieben Jahre nach dem Krieg“ mischte sich ein Hafendarbeiter in das Gespräch ein. „So gut geht es uns noch lange nicht. Jedenfalls muß ich hinten auf dem Hof noch immer ein Schwein mästen, um meine Familie mit den fünf Kindern ernähren zu können.“ Man sprach über dies und jenes, auch über den tragischen Tod des Hafendarbeiters Heinsius in der letzten Woche. Ihm war beim Entladen eines Dampfers ein großes Stück Steinkohle auf den Kopf gefallen, während er unten im Laderaum arbeitete. Er war sofort tot.

Zur gleichen Stunde, führen Reeder Mews und sein Freund Karsten in dessen Schiffsmaklerkontor eine Unterredung. „Wie dem auch sei, falsch ist es in jedem Falle, wenn ein Kapitän, der für die Reederei Frachtbeträge kassiert, diese gegen eigene Forderung aufrechnet, auch wenn die Reederei in Schwierigkeiten geraten ist“, erklärt Mews. „Auch, wenn der Kapitän an dem Schiff – in diesem Falle dem „Seeadler“ – mit einem Part beteiligt sein sollte?“, fragt der Makler. „Das will ich wohl meinen“, entgegnet Mews. „Erschwerend ist ferner, daß der Kapitän das Schiff, ohne die Reederei davon in Kenntnis zu setzen, verlassen hat. In Bezug auf meine Linie könnte mir dieses Mißgeschick meiner Konkurrenz nur förderlich sein. Dennoch wünsche ich meinem Gegner als Seemann keine solche Niederträchtigkeit.“ Der Makler pflichtet ihm bei: „Ich glaube nicht, daß die Reederei vom „Seeadler“ eine solche Krise überstehen wird. Zwar sind noch einige Zuckerladungen zu fahren, und ein neuer Kapitän soll auch schon an Bord sein, doch wird dadurch das Ende der Reederei nicht zu verhindern sein.“ „Aber, was sollen wir uns um die Sorgen anderer Leute kümmern“, entgegnet Mews, „wir müssen ja auch sehen, daß wir zurecht kommen.“



Kapitän Mews hat eine liebevolle Gattin, die für ihren Mann und den einzigen Sohn den Haushalt gut in Ordnung hält. Über den Geschäftsablauf spricht man in der Familie wenig, es sei denn schon, es treten Probleme auf.

Und so hat der Hausherr heute etwas Besonderes vorzutragen: „Was ich Euch jetzt zu sagen habe, habe ich mir reiflich durch den Kopf gehen lassen, und darüber auch schon mit Peter Steinhagen gesprochen. In der heutigen Zeit kann ich mit einem alten hölzernen Motorsegler nicht mit Dampfern konkurrieren. Nach dem verlorenen Krieg reichte das Geld lediglich für die Anschaffung dieses kleinen Schiffes. Aber ich muß jetzt wieder einen Dampfer haben. „Und wie hast Du Dir das denn vorgestellt?“ fragt seine Frau.

„Eine Bremerhavener Reederei beabsichtigt zum Winter, ihre älteren Fischdampfer zu verkaufen, da diese Größenordnung für den Hochseefischfang nicht mehr ausreicht. Nach meinem Dafürhalten werden sich dafür so schnell keine Käufer finden. Aber ich könnte eines dieser Schiffe für meine Zwecke gut verwenden, und zwar denke ich daran, im kommenden Winter das Schiff zu einem Fracht- und Passagierdampfer auf einer Werft ausbauen zu lassen. Bei einer geschickten Verhandlung mit den Leuten in Bremerhaven wird man froh sein, mir nach meinen Bedingungen ein Schiff zu veräußern.“

Frau Mews pflichtet ihrem Mann bei, und sie weiß aus Erfahrung, daß – wenn er sich etwas vorgenommen hat –, dieses auch in die Tat umgesetzt wird.

Und mit einem Lächeln an seine Frau gewandt, sagt er: „Auf einem Dampfer kannst Du dann auch wieder mitfahren. Auf diesem kleinen Pott geht das ja weiß Gott nicht. Bei den engen Logisverhältnissen und dem ewigen Petroleumgeruch aus dem Motorenraum ist das für die Frauen nichts.“ Und ergänzend fügt er hinzu: „Bis zum Frühjahr hält die „Helene“ noch durch, und sofern mehr Ladung anfällt, werde ich die alte „Auguste“ zwischendurch chartern.



„Na, Stauer, weshalb so sinnig? Und wen hast Du da im Visier?“ fragt Charly. „Ja, das will ich Dir sagen, für den „Seeadler“ kommen kaum noch irgendwelche Güter an. Bei den letzten Reisen ist der Dampfer fast leer ein- und ausgelaufen. Wie lange mag das wohl noch gutgehen?“ „Ja, das frage ich mich auch,“ entgegnet Charly. „Dafür macht ja Mews nun das große Rennen, denn er bekommt soviel Ladung, daß er z. Zt. mit zwei Schiffen fahren kann.“ „Ja, da bewahrheitet sich nun mal wieder der Spruch: Konkurrenz hebt das Geschäft,“ spöttelt Banner. „Mächtig heiß heute, Stauer, da wird die Kehle trocken. Laß mal einen springen bei Jörgensen“.

Vereint verlassen sie die Pier.



Mutter Fust hat auf einem der Fischerboote einen mächtigen Dorsch erstanden. Geschickt greift sie dem Fisch in die Kiemen und schleppt ihn eilends nach Hause.

„Du, Sigismund, eben habe ich gesehen, wie die Besatzung vom „Seeadler“ angeheitert und laut gröhrend aus Heini Boldts Restaurant kam. Die schaukelten ganz schön davon.“ Sigismund, der mit seiner Schusterarbeit stark beschäftigt ist, blickt auf und erwidert: „Die haben wohl die Heuer versoffen, die sie von der Reederei noch nicht einmal erhalten haben.“ „Gibts denn sowas auch?“ fragt seine Frau. „Nun, bei Heini Boldt ist alles möglich, der schreibt auch an.“

„Das tust Du ja nun auch, Sigismund.“

„Ja, nur mit dem Unterschied, liebe Frau, daß ich die Schuhe das nächste Mal zurückbehalte, bis die Leute bezahlt haben. Und ohne Schuhe läuft ja so gerne keiner auf der Straße rum.“

„Da hast Du auch wieder recht.“



Die westliche Ostsee erlebt in diesem Frühjahr eine bisher nie gekannte Heringschwemme. Überladen treffen die Boote mit diesem schmackhaften Fisch im Hafen ein.

Auch dänische Fischkutten befinden sich darunter. Der Fisch ist bei der Genossenschaft nicht mehr abzusetzen, und so entsendet man Ausrufer durch die Stadt, die einen 10-Liter-Eimer voll Heringe bei Abholung vom Schiff anbieten. Der Preis beträgt 50 Pfennige pro Eimer.

Dieses kommt besonders der minderbemittelten Bevölkerung zugute, und so strömen die Leute mit Eimern bewaffnet aus allen Himmelsrichtungen zum Hafen. Der Handel geht schnell vonstatten und Fischersleute sowie Käufer zeigen zufriedene Gesichter.



Ein als schrulliger Mensch bekannter Gymnasialprofessor, der täglich seine Runden um den Hafen dreht, spricht den Hafenmeister an: „Es ist doch einfach eine Affenschande, daß sieben Jahre nach dem Krieg immer noch keine Möglichkeit besteht, mit dem Schiff in unsere herrlichen Ostseebäder zu fahren. Die Passagierschiffahrt muß doch mal wieder in Gang kommen. Geld ist doch genug zu haben. Weshalb findet sich kein Käufer für ein Passagierschiff?“

Hafenmeister Kapitän Heinrich Topp sieht den Professor von der Seite an und erwidert:

„Wenn Sie daran schon so interessiert sind, weshalb kaufen Sie denn nicht selbst ein Schiff?“

„Jetzt muß ich aber doch lachen, ein Professor und ein Schiff kaufen,“ und dann deutet er mit dem Zeigefinger auf den beim Baumhaus liegenden „Seeadler“. „Der Dampfer dort liegt nun schon fast drei Wochen still. Weshalb kann der denn nicht bei dem schönen Wetter fahren?“

„Ja, wenn das so einfach wäre, verehrter Herr Professor,“ sagt der Hafenmeister „Aber erstens ist das kein Passagierdampfer, sondern ein Frachtschiff, und zweitens soll der „SEeadLER“ in Kürze zwangsversteigert werden.“

„So,“ entgegnet der Professor, „dann könnte doch der Poeler Kapitän Paul Steinhagen oder ein anderer Geschäftsmann das Schiff billig erwerben und für den Passagierverkehr einrichten lassen.“

„Ja, ich sehe schon, Herr Professor, Sie mögen von der Mathematik viel verstehen, aber absolut nichts von der Seefahrt. Sehen Sie sich doch einmal das Schiff an. Bei einer Länge von 30 m ist es eben etwas über 5 m breit, also sehr schmal. Wenn das Schiff jetzt noch mit einem Aufbau versehen werden sollte, wird es leicht rank und draußen bei Wind und Wetter sehr schaukeln. Wer denn einmal damit gefahren ist, wird ein zweites Mal kein Verlangen wieder danach verspüren.“

„So gesehen“, meinte der Professor, „sollte man in diesem Falle von dem Schiff die Finger lassen.“

Inzwischen ist in Schifffahrtskreisen bekannt geworden, daß die vorherige Eignerin des Dampfers „Seeadler“ – eine Rendsburger Werft – wegen ihrer Forderung an die Reederei, Schiffsmaklerkontor Paul Storr GmbH, Zwangsversteigerung beim Amtsgericht Wismar beantragt hat. Auch die Commerzbank hat wegen ihrer Forderung in Höhe von 4500,- Goldmark zuzüglich Zinsen Anspruch angemeldet.

Wie man hört, sollen auch der wismarsche Kapitän Wilhelm Harder und der Stettiner Reeder Otto Ippen an dem Kauf des „Seeadler“ interessiert sein.

Bei der Zwangsversteigerung des etwa 132 tons tragenden „Seeadler“ erhielt die Nobiskrug-Werft GmbH, Rendsburg, den Zuschlag. Diese hatte im Schiff an zweiter Stelle ein Sicherungspfandrecht in Höhe von 10 000,- Goldmark.

Ende August hatte der Heizer wieder Feuer unter dem Kessel des ex „Seeadler“ gemacht. Schwarzer Qualm stieg aus dem Schornstein an diesem heißen Sommertag empor.

Aber den Namen „Seeadler“ gibt es jetzt nicht mehr. „Eider“ heißt nun der kleine Dampfer. Die Reederei beabsichtigt wohl, das Schiff in holsteinischen Gewässern einzusetzen.

Laut vernehmlich ruft der Matrose dem Maschinisten zu: „An Bord hat man aber auch alles geklaut, und was noch übrig geblieben ist, ist total verrostet!“

„Kein Wunder“, entgegnet der Maschinenmann, „denn der Pott hat ja lange genug aufgelegt, und niemand hat sich da um das Schiff gekümmert. Das Notwendigste hat der Kapitän beim Ausrüster bestellt, und der muß eigentlich jeden Augenblick hier sein.“

„Das wird aber auch höchste Zeit“, meint der Matrose, „wenn wir noch heute nachmittag auslaufen wollen.“ Dann beschäftigt er sich weiter mit dem Klarmachen des Ankerspills. Den Anker hatte man noch nicht entwendet, er hängt noch außenbords.

Als die „Eider“ bei schönstem Sonnenschein von der Dernehl-Pier ablegt, sind außer dem Schiffsklarierer Karl Fischer und dem Ausrüster Jörgensen nur wenige Schaulustige am Kai.

„Die Reederei am Lohberg hat mit diesem Schiff wenig Glück gehabt, aber das war ja auch vorauszusehen. Bei einer Besatzung von 6 Mann und dazu noch einem Kapitän konnte mit dem Schiff kein Geld verdient werden“, sagt etwas ironisch der Makler Fischer zu Valdemar Jörgensen. Dieser erwidert:

„Das ist für mich nichts Neues. Während meiner langjährigen Tätigkeit in Kopenhagen hat auch schon so mancher Reeder Pleite gemacht. Als Ausrüster muß man sehr aufpassen, wenn kein Geld verloren gehen soll.“

Der etwas abseits stehende lange und dürre Festmacher Bannier nickt beifällig wobei sein Adamsapfel auf und nieder geht.

Drei kurze Töne zum Abschied noch aus der Dampfpeife, und dann gleitet die „EIDER“ mit ihren 85 PS aus dem Hafen.



Auf See begegnen sich noch einmal der Segler „Helene“ und der Dampfer „Eider“ ex „Seeadler“.

Die alte und die neue Zeit. Kaum glaublich, daß in der modernen Zeit noch ein Segler den Kampf mit einem Dampfer gewinnen konnte. Doch in diesem Falle hatten hiermit wohl die Schiffe weniger zu tun als deren Reeder, die im Konkurrenzkampf miteinander standen.

Steuermann Gerlich und der neue Kapitän vom „Seeadler“ winken beim Passieren der Schiffe einander mit den Mützen zu.

Die Verbundenheit der Seeleute wird sich immer wieder bewähren.



Mit einem Glas Sekt prosten der alte und der neue Eigner des Fischdampfers „Betty“ im Kontor der Geestemünder Reederei einander zu.

„Mit dem Kauf dieses Schiffes haben Sie wirklich einen guten Griff gemacht“, sagt der Reeder Pust. „Wir hätten die „Betty“ auch noch nicht weggegeben, wenn wir nicht mit moderneren Schiffen weitergelegene Fischgründe zwangsläufig aufsuchen müßten.“

„Nun ja“, entgegnet Mews, „ich muß nun ja auch noch allerhand Geld in das Schiff stecken, wenn es meinen Zwecken voll und ganz entsprechen soll. Aber dennoch freue ich mich, Herr Pust, zu diesem Neuerwerb. Auf der Probefahrt in der Nordsee hat sich der Dampfer bei Windstärke 6 gut bewährt.“

„Na, und das ist ja schon eine ganz schöne Brise, mein lieber Mews. Haben Sie für den geplanten Umbau schon eine Werft. Ich könnte Ihnen sonst hier an der Unterweser einen zuverlässigen und kulantem Betrieb nennen.“

„Vielen Dank!“ antwortet Mews, „aber ich habe jetzt im Winter noch reichlich Zeit, um mir von den Werften Angebote einholen zu können. Wahrscheinlich werde ich mich dann für Hamburg oder Lübeck entscheiden. Da kann ich immer schnell an Ort und Stelle sein und die Bauarbeiten selber beaufsichtigen.“

„Nun, das ist ja auch ganz und gar Ihre Sache, ich wollte Ihnen lediglich einen Vorschlag machen, Herr Mews.“

Und das wußte der clevere Mews bestimmt. Seinen Wohnsitz verlegte er nun wieder von Lübeck nach Wismar. Hier sollte auch der neue Dampfer beheimatet werden.



Wenn bei Frühlingsanfang die kräftigen Sonnenstrahlen die letzten Schnee- und Eisreste schmelzen lassen, geht es in unserem Ostseehafen am Wasser überall recht lebhaft zu. Dann riecht es nach Kienteer und frischer Farbe.

Wer diese würzige Luft einmal geschnuppert hat, besonders dann, wenn von See her der Wind aus dem hohen Norden noch den Geruch von Seetang mit sich führt, der wird diese Art Vermählung bis in seine tiefsten Träume hinein verspüren.

Das Fischervolk hat es da besonders eilig, Boote und Netzwerk in Schuß zu bringen. Speziell die Fischer der kleinen Boote müssen die Zeit nutzen, denn im Herbst und Winter fällt für sie der Fischfang aus. Sturm und Eisgang halten da diese schwachen Boote nicht aus. Schon oft ist eines derselben durch Eisgang zerdrückt worden.

Bei einzelnen der auf Land liegenden Boote müssen morsche Planken durch neue ersetzt werden. Teergetränktes Werg wird dann dazwischen kalfatert, damit das Fahrzeug wieder schön dicht hält.

Und so geht die Arbeit Hand in Hand. Es wird mit rauher Hand gehämmert, gezimmert und gepinselt.

Dabei bleibt es nicht aus, daß untereinander Neuigkeiten ausgetauscht werden.

Wie zu allen Zeiten, mischen sich dann die nicht mehr aktiven älteren Fischer und Schiffer unter das jüngere Volk. Dann werden die alten Erfahrungen gerne wieder an den Mann gebracht, was die jüngeren jedoch nicht so gerne hören. Sie haben ihre eigene Methode.

Nur von einem wird der Rat immer gerne angenommen. Es ist der von ihnen gewählte Fischerälteste Gustav Blunck. Er ist heute wieder mal dabei.

„Mit den kleinen Zeesen-Booten wird das nun mit der Zeit immer weniger“, beginnt er. „Gegen die großen Motorkutter kommen die gar nicht mehr an. Diese fischen nun schon bei Skagen und Bornholm, und so wird nun mancher von Euch an einen Segelsportfritzen verkaufen müssen. Denn die machen ja aus den alten Zeesen noch ganz flotte Segelfahrzeuge.“

„Bange machen gilt nicht, und so weit ist das auch noch lange nicht, Gustav“, meint der Fischer Otting Nausch. „Aal und Schollen gibt es in unserer Bucht immer noch genug und „Wismarscher Spickaal“ ist in ganz Deutschland eine bekannte Delikatesse. Und dann müßten die Räucherer ja auch schon Angst kriegen. Aber die schaffen immer neue Räucheröfen an.“

„Was hat das nun mit den Räucheröfen zu tun, Otting? Die großen Kutter bringen jetzt viel mehr Hering und Makrele mit, und deswegen müssen sich die Räucherer darauf

entsprechend einstellen“, kommentiert dazu der lange Burmeister. Und so geht das Debakel noch lange hin und her.

„Aber nun kann ich Euch doch noch etwas ganz anderes mitteilen“, mischt sich der Fischerälteste wieder ein, und schwingt dabei seinen Krückstock. „Heinrich Mews hat sich von seinem alten Segler getrennt und dafür einen Dampfer angeschafft. Mews wird noch einmal ein bedeutender Reeder. Der neue Dampfer soll noch zu Himmelfahrt eintreffen. „Seeadler 1“ hat er den Dampfer getauft. In der Saison wird dieses Schiff an Sonntagen auch mit Passagieren nach Dänemark und Fehmarn fahren.“

„Mews ist schon ein ganz smarter Bursche, Gustav“, äußert sich Burmeister. „Und das ist wohl auch sein Machwerk gewesen, daß Dein Nachbar Storr seinen Linienverkehr aufgeben mußte.“ „Ja“, meint Gustav Blunck, „wat den eenen sien Uhl, ist den annern sien Nachtigal.“

Aber auch auf der kleinen Werft von Schackow & Schröder ist um diese Zeit Hochbetrieb. Fein exakt werden die kleinen Passagierschiffe, die auf der Bucht oder zur Insel Poel verkehren, leuchtend weiß in ein neues Farbenkleid versetzt.

Auch die beiden Bootsbauer sind auf ihrem Gebiet über alle Neuigkeiten informiert. „Nun bekommt Ihr ja bald eine große Konkurrenz“, posaunt Partner Schröder dem Bootsbesitzer Schacht ins Ohr. „Wieso das denn?“ fragt dieser. „Mews sein alter Freund Peter Steinhagen hat nun einen großen Bäderdampfer erworben. Der wird in der Saison regelmäßig zu den mecklenburgischen und holsteinischen Seebädern fahren, nach Grömitz, Kellenhusen, Dahme, Burgstaaken.“ „Das ist für mich gar keine Konkurrenz“, entgegnet Schacht. „Wir haben jetzt schon genug zu tun und überlegen uns, wie wir unsere Flotte vergrößern werden. Der neue Dampfer soll, wie ich hörte, „Hindenburg“ heißen. Mit diesem Dampfer machen die Reeder ihr Geschäft von den Seebädern aus. Mich stört das also gar nicht.“

Und damit hat dieser Bootseigner vollkommen recht. Nach den Jahren von Krieg und Inflation ist jetzt wieder mehr Geld unter den Leuten, und Freunde von Seereisen gibt es hierzulande genug.

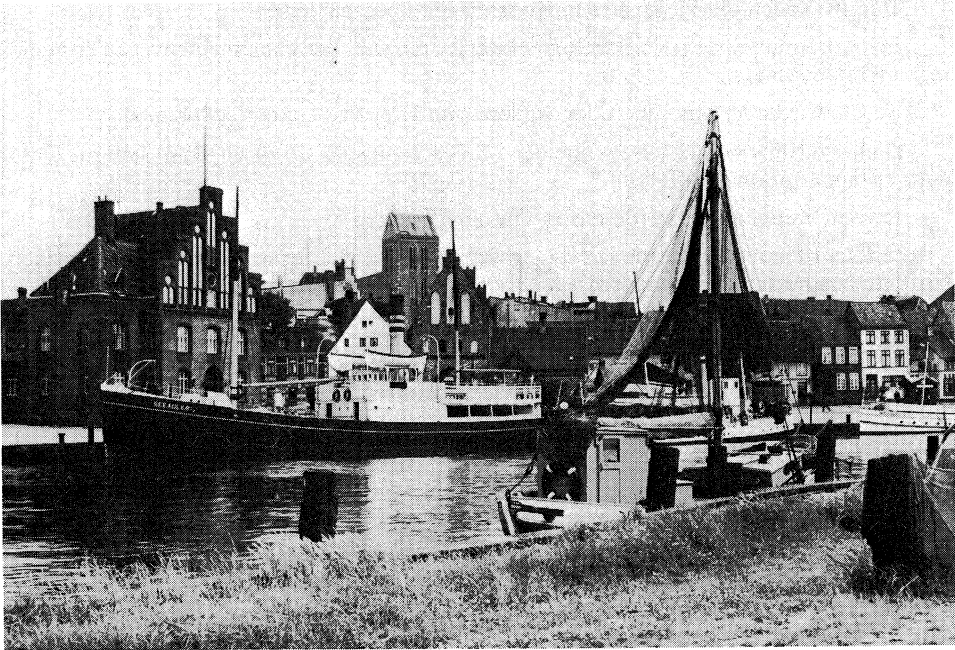


Am Himmelfahrtstage, dem 13. Mai 1926, ist es nun endlich soweit. Heinrich Mews und Peter Steinhagen stellen die neuen Dampfer „Seeadler 1“ und „Hindenburg“ dem Publikum im Alten Hafen zu Wismar vor. Beide Reeder fahren in Konferenz und haben ihre Fahrtgebiete abgegrenzt. Als drittes Schiff gehört zu dieser Flotte der Passagierdampfer „Insel Poel“, der die regelmäßige Linienfahrt von hier zur Insel durchführt. Alle drei Schiffe haben über die Toppen geflaggt. Obgleich das Wetter schön ist, weht noch ein eisiger Wind von der See her. Aber alle Beteiligten an diesem Morgen sind guter Stimmung. Bootsmann Gerlich, jetzt zum Steuermann auf einem Dampfschiff avanciert, läßt voller Stolz seine Blicke über das Deck schweifen.

„Leggo de Lien“, schallt seine Stimme hinüber zum Pier, wo ein langer dünner Mann die Leine vom Poller zerrt. Die Passagiere hatten inzwischen alle Plätze an Deck besetzt.

Langsam gleitet der „Seeadler 1“ aus dem Hafen. In der Pantry finden sich bereits die ersten Gäste ein. Ein Zollbeamter in grüner Uniform ist in der Nähe. Er muß an Bord auf die „Dreimeilenzone“ achten!

Abends zuvor hatten die Mews und Peter Steinhagen Gäste in das historische Marinezimmer bei Heinrich Greif am Alten Hafen geladen, darunter Spediteure, Herren aus der Wirtschaft und der Stadtverwaltung. Aus Lübeck war der Schiffsmakler Franz Heinrich der Einladung gefolgt.



Der Dampfer „Seeadler 1“, rechts davon der Dampfer „Insel Poel“, liegend vor dem Lohberg.

Kein Wunder, daß in dieser urgemütlichen Stätte bei Kerzenlicht und Rotspon eine gute Stimmung aufkam. Alle prosteten den beiden Reedern zu und wünschten ihren Schiffen „Allzeit gute Fahrt“.

Heinrich Greif war an der Küste als charmanter und aufmerksamer Wirt wohl bekannt. Die Bewohner der Insel Poel schätzten ihn besonders. Er führte viele Besorgungen für sie aus und veranlaßte, daß der Dampfer „Insel Poel“ die bestellten Sachen mit zur Insel nahm. Deswegen hatten die Insulaner Greif eines Tages zu ihrem Konsul ernannt und über dem Portal des Gasthauses „Zur Hafenhalle“ ein Konsulatsschild angebracht. Für die Poeler waren Wismar und das Land Mecklenburg, wie sie sagten, „Utland“!



„Mit Spediteuren und Verladern muß sich der Reeder gut stehen, um Fracht für sein Schiff zu erhalten. Deswegen, Gerlich, will ich für diese eine Gästefahrt nach Kopenhagen arrangieren.“

„So etwas kostet aber eine Menge Geld.“

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein, Gerlich. Sehen Sie zu, daß der „Seeadler“ zu dieser Fahrt ein schmuckes Schiff ist.“

„Ich halte es für vorteilhaft, Käppen Mews, wenn Sie außerdem noch andere Fahrgäste mitnehmen würden, die ihre Passage selbst bezahlen.“

„Gut, Gerlich, das ist ein nützlicher Gedanke. Sprechen Sie mit dem Reklamemann Schädlich, daß er für diese Fahrt Plakate in der Stadt anbringt. Das Ticket für die Hin- und Rückfahrt nach Kopenhagen soll 10 Mark betragen.“

„Und wo sollen die Passagiere in Kopenhagen übernachten?“

„Ja, Steuermann, wer sich dort kein Hotel leisten will, der kann meinetwegen kostenlos im Laderaum schlafen.“

„Na, da wird aber der Eine oder Andere sein Kreuz zu spüren bekommen.“

„Dann soll uns der Häckselschneider Möller genügend Stroh an Bord liefern. Dafür kann er dann umsonst mitfahren.“

„Jawohl, Käppen, ich werde das in Ordnung bringen.“

„Mit dem Pantrywirt werde ich selber wegen Proviant, Bier und Spirituosen sprechen. Zur Belustigung der Gäste an Bord werde ich außerdem für Musik sorgen. Und noch etwas, Gerlich, der Maschinist Kloth soll dafür sorgen, daß genügend Kohle an Bord kommt.“

„Wird gemacht, Käppen.“

„Den Reiseternin wollen wir auf den 9. Juli festsetzen und die Rückfahrt für den Abend des 11. Juli vorsehen. Die Leute haben dann genug Gelegenheit, sich in Kopenhagen umzusehen.“

Schmunzelnd fügt Gerlich hinzu: „Dabei können sie dann auch im Tivoli ihr Geld loswerden!“

Wenn der kleine Dampfer mit seinen 250 PS zeitweilig auch heftig geschaukelt hat und mancher Neptun dabei sein Opfer brachte, so hatten die Passagiere trotzdem ihr Vergnügen gehabt.

Der Dampfer „Seeadler 1“ war in seiner Linienfahrt zwischen Wismar und Lübeck gut beschäftigt. Es mußten manchmal wöchentlich sogar zwei Touren eingelegt werden. Während der Sommermonate fuhr der Dampfer an Sonntagen unter der Führung von Kapitän Mews abwechselnd nach Burgstaaken auf der Insel Fehmarn und der reizenden kleinen Stadt Neustadt in Holstein.

Schiffsmakler Karsten berichtete seinem Freund Mews: „Die deutsche Regierung hat 1927 ein Gesetz verabschiedet, wonach lebendes Vieh nur noch auf dem Wasserwege per Schiff eingeführt werden darf. Damit will man verhindern, daß die z. Zt. bestehende Maul- und Klauenseuche weiter um sich greift. Dann soll das per Schiff ankommende Vieh zunächst in die Seequarantäne gebracht werden, bevor es von den Tierärzten zur Schlachtung freigegeben wird.“ Hier unterbricht ihn Mews: „Deswegen errichtet die Stadt Wismar in aller Stille drüben am Industriehafen ein Seegrenzschlachthaus. Für die Schifffahrt würde das bedeuten, daß nach Fertigstellung hier täglich zwei bis drei Dampfer lebendes Vieh aus Dänemark anlanden werden.“

„Die Reedereien Thygesen und K. K. Skriver können mit ihren 4 kleinen Viehdampfern das zu erwartende höhere Frachtaufkommen nicht bewältigen. Es werden demnach zusätzlich Schiffe benötigt“, meinte Karsten.

„Nun, da sind ja auch noch die Förde-Reederei in Flensburg und der dänische Skipperen Carl Clausen in Gravenstein“, berichtete Mews.

„Die haben doch allesamt nur kleine Schiffe, was können die damit schon transportieren? Es eröffnen sich da neue Perspektiven“, sagte der Makler.

Mews machte sich darüber seine Gedanken. Er hatte einen Plan und den wird er in die Tat umsetzen.

Bereits im Frühjahr 1928 trafen die Lübecker Dampfer „Thyland“, „Ascania“, „Helgoland“ und „Kattsund“ als erste Transporter bei der Quarantäneanstalt des neuen Schlachthauses ein.

William Hansen war in Kopenhagen eine bekannte Persönlichkeit. Dort leitete er erfolgreich ein bedeutendes Viehexportunternehmen. Nachdem in Deutschland lebendes Vieh nur noch auf dem Seewege eingeführt werden durfte, gründete Hansen in Wismar eigene Betriebe. Bald gelangte er auch hier zu hohem Ansehen. Als Däne war er keineswegs kleinlich. Angestellte und Arbeiter verdienten gut.

Kapitän Mews wollte unbedingt einen Fuß in das neu angelaufene Viehtransportgeschäft setzen, hatte er doch bereits vor 1914 mit seinem Dampfer „Seeadler“ Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt. Er wußte auch, daß hiermit Geld zu verdienen war.

Der Stückgutverkehr auf seiner Linie Wismar – Lübeck ging durch die zunehmenden Lastwagentransporte zurück. Getreide als Schüttgut mußte zu niedrigen Frachtraten angenommen werden. Anstatt einmal wöchentlich machte Dampfer „Seeadler 1“ zeitweilig eine bis zwei Reisen zusätzlich nach Lübeck. Damit war das Schiff voll ausgelastet, doch die Kosten stiegen. Immerhin kam die Reederei zurecht.

Mews nahm die Verbindung zu William Hansen auf.

„Wissen Sie, Herr Mews, ich habe vom Seegeschäft keine Ahnung“, ließ der Viehkaufmann vernehmen, „dennoch lasse ich mich gerne von Ihnen beraten.“

Mews fühlte sich jetzt in seinem Element. „Wenn es mir gelingt, ein günstiges Objekt an die Hand zu bekommen, so wird der Seetransport von lebendem Vieh extrem gewinnbringend sein, vor allen Dingen jetzt, wo die Beförderung auf der Schiene via Gedser – Warnemünde eingestellt werden mußte.“

„Das ist einleuchtend“, entgegnete Hansen, „schon aus dem Grunde, weil die durch meine Firma zum Export gelangenden Stückzahlen recht beachtlich sind.“

„Mir schwebt vor, ein Schiff zu erwerben, das mindestens 1000 Kopf Schweine befördern kann. Ich könnte täglich eine Reise von Gedser nach Wismar und zurück machen. Da zur Zeit für die Beförderung lebender Schweine drei Mark pro Kopf gezahlt werden, läßt sich ausrechnen, wie schnell sich das Schiff freifahren wird.“

„Lieber Kapitän Mews, Ihr Stil gefällt mir, und Sie haben mich überzeugt. Kommen wir also zu einer Übereinkunft, in welcher Höhe ich mich an dem Schiff beteiligen müßte.“

„Gut, Herr Hansen, ich habe Ihr Wort, und das reicht mir. Für die Viehfahrt genügt ein älteres Frachtschiff, das natürlich auf einer Werft entsprechend umgerüstet werden muß. Der Anschaffungspreis soll nach Möglichkeit 100 000,- Reichsmark nicht übersteigen.“

„Da ich auf Bornholm Rinder einkaufe, die in Rönne zur Verladung gelangen, sollte der Dampfer für diese längeren Reisen doch schon größer sein. Es muß vermieden werden, daß bei Seegang Schäden an den Tieren auftreten“, brachte Hansen zum Ausdruck.

„Das ist verständlich, und ich werde Ihre Wünsche weitgehendst berücksichtigen“, sagte Mews.

„Jetzt haben wir September. Wann rechnen Sie damit, daß Sie das Geld benötigen?“, fragte Hansen.

„Ich denke, daß ich Ihnen Anfang November einen klaren Bescheid geben kann“, entgegnete Mews.

„Gut, abgemacht. Und haben Sie schon einen Namen für das Schiff?“, fragte Hansen.

„William‘ wird der Name sein, Partner, und Heimathafen Wismar“, sagte Mews gutgelaunt.

Mews nächster Schritt war zu seinem Mitreeder in der Passagierfahrt, Peter Steinhagen, dem er von seinem neuen Plan Kenntnis gab. Man einigte sich dahingehend, daß künftig

Kapitän Maß die Führung des „Seeadler I“ übernehmen sollte. Den Steuermann Gerlich wollte Mews mit in die Viehfahrt nehmen.

Paul Steinhagen, ein Vetter von Peter Steinhagen, betrieb am Hafen einen Schiffsproviandladen. Durch das Anwachsen der Flotte witterte er ein zusätzliches Geschäft, denn die Viehtreiber und Schlachter an Bord griffen gerne zur Flasche. Stricke zum Anbinden der Rinder und Kälber wurden laufend benötigt, und mit Tauwerk handelte er auch. So sah der Schiffsausrüster rosig in die Zukunft. Und an der Reederei war er ja ebenfalls noch beteiligt. Doch in mageren Zeiten mußte immer damit gerechnet werden, Zuschüsse zu leisten. Da man jedoch möglichst nicht auf einem Bein stehen sollte, betrieb Paul Steinhagen noch eine Destille und einen schwunghaften Handel mit Seegrass für Polsterzwecke.

Hiermit hatte nun der Reeder und Kapitän Mews nichts zu tun. Für ihn war das ein Kramladen. Er hatte Unternehmungsgeist, trotzdem es in den voraufgegangenen Jahren manche Berg- und Talfahrt gegeben hatte.



Nach dem Ausscheiden des Konkurrenten Storr aus dem Lübeck-Liniendienst im Sommer 1925, versuchte die Ippen-Linie, Stettin, in diese Fahrt einzusteigen. Otto Ippen, der während der Inflationszeit wie ein Phönix aus der Asche aufgestiegen war, besaß eine große Anzahl kleiner, jedoch sehr veralteter Dampfschiffe, die er auf verschiedenen Linien einsetzte. So gab es eine Route Stettin – Stralsund – Rostock – Wismar – Lübeck. In Wismar ließ sich Ippen durch den Schiffsmakler Carl Tiede vertreten.

Tiede setzte sich jedoch bei der Kundschaft von Mews nicht durch, da dieser bei Spediteuren und Verladern langjährig eingeführt war. Daher bot sich auch für Ippen auf dieser Linie keine Chance.

Ein gewichtiger Spediteur war Heinrich Klüßendorf, der oftmals noch persönlich seine Fuhrwerke an das Bollwerk brachte. Er scheute sich auch nicht, selber schwere Collis zu buckeln, wenn mal Not am Mann war, und Zuckersäcke hatten immerhin ein Gewicht von zwei Zentnern. Weithin war seine rauhe Stimme zu hören.

„Das kann ich Ihnen sagen, Hafenmeister“, ereiferte sich Klüßendorf, „meine Fahrzeuge verlassen genau so pünktlich die Pier, wie Kapitän Mews mit seinem Schiff die Pier verläßt, oder ist Ihnen dieses noch nie aufgefallen?“

„Jeden Montag mittags 12 Uhr legt „Seeadler I“ vom Bollwerk ab, doch Ihre Rollwagen stehen manchmal noch den ganzen Nachmittag da herum, jedenfalls wurde mir das von meinem Schreiber mitgeteilt“, antwortete der Hafenmeister.

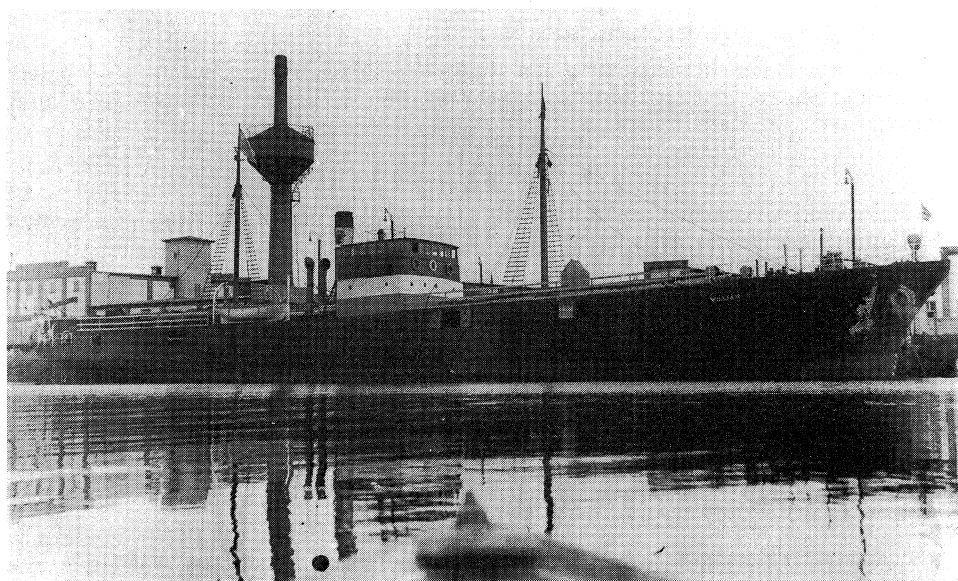
„Dazu kann ich nur sagen“, so Klüßendorf, „entweder kann Ihr Schreiber schlecht sehen, oder er verwechselt meine Fahrzeuge mit denen eines anderen Spediteurs. Wenn der Dampfer rückkehrend von Lübeck mittwochs 7 Uhr vormittags löschbereit vorliegt, rollen wir mit unseren Wagen wieder an.“

Der Hafenmeister erwidert: „Mews ist pünktlich, das gebe ich zu, ganz anders als bei den Ippen-Schiffen, die sich oftmals um einen vollen Tag verspäten, womit letzten Endes auch deren Kundschaft verärgert wird.“

„Sehen Sie, da kommen wir der Sache schon näher“, meint Klüßendorf, „um sofort nach dem Eintreffen mit dem Löschen des Schiffes beginnen zu können, dürfte der Tiede-Spediteur vorzeitig seine Rollwagen zum Bollwerk bringen.“

„So mag es sein, Herr Klüßendorf. Schauen Sie gelegentlich mal in meinem Büro oben im Baumhaus vorbei, dann trinken wir darauf mal einen zusammen.“





Der Dampfer „William“ vor der Verladerrampe der Seegrenzschlachthaus Wismar G.m.b.H.

Es war sehr schwierig, zur Zeit zu günstigen Bedingungen ein Objekt an die Hand zu bekommen, denn die Schifffahrt war vollauf beschäftigt.

Der im Jahre 1863 gebaute und bislang in der Kreidefahrt von Rügen eingesetzte Dampfer „Arcona“ stand in Stettin zum Verkauf. Das etwa 700 tons große Schiff hatte sogar noch den früher üblichen Seglersteven, immerhin war es ja schon 65 Jahre alt.

Doch Mews hatte keine Bedenken und kaufte das Schiff. Nach seinem Kontrahenten, dem dänischen Viehexporteur William Hansen in Kopenhagen, erhielt das Schiff den Namen „William“.

In Stettin wurde „William“ mit modernen Einrichtungen für den Seetransport von 1000 Kopf lebendem Vieh versehen.

Im weißen Band um den gelben Schornstein ließ der neue Reeder in bunten Farben einen Büffelskopf malen. Mews hatte nicht nur einen ausgeprägten Geschäftssinn, sondern auch einen gesunden Humor.

Mit einer neuen Kommandobrücke versehen, machte das Schiff einen recht netten Eindruck.

Mit einem Kontrakt für mehrere Jahre versprach „William“ seinem Reeder Mews eine gute Einnahmequelle.

Schon machte er sich darüber Gedanken, eines Tages von Land aus die Reederei zu lenken und wieder in Lübeck seßhaft zu werden. Um die Jahrhundertwende begann er auf der Linie Wismar – Lübeck mit dem hölzernen Dampfer „Adler“ von 42 BRT. Dieser wurde einige Jahre später durch den 145 BRT großen Dampfer „Seeadler“ ersetzt. Im ersten Weltkrieg mußte das Schiff an die Marine abgegeben werden. In der Inflationszeit war Heinrich Mews zwei Jahre lang Reeder des Dreimast-Gaffelschoners „Esperanza“.

So hatte er immer auf eigenen Füßen gestanden.

Jetzt wird die Mews-Linie nicht nur Güter, sondern auch lebendes Vieh befördern. Dieses war schon lange der Wunsch des Kapitäns.

Man hätte Heinrich Mews für einen Engländer halten können, wenn er im grauen Mantel und Melone an Land ging. So kannte man ihn in Wismar, so kannte man ihn in Lübeck.



Nach skandinavischem Vorbild hatte die Direktion des neuen Schlachthaus Kantine und Casino einrichten lassen.

Als Spezialität bot der Gastronom warmen Plusterschinken mit Preiselbeeren und Aalborg Aquavit.

Bei einem Gästetreffen in der Kantine gab sich Mews wie stets jovial.

„Auf der „Helene“ haben wir noch mit der Handwinde die schweren Teile aus dem Raum gehievt, auf dem „Seeadler I“ haben wir dafür eine Dampfwinde, aber jetzt, meine Damen und Herren, brauche ich beides nicht mehr. Schweine und Rinder gehen genau wie Passagiere an und von Bord. Das läuft also ganz schnell, und ich kann unter Umständen jeden Tag eine Reise mit dem Schiff machen, wenn ich die Tour zwischen Gjedser und Wismar fahre“, berichtet Mews.

Schiffsmakler Karsten entgegnet darauf: „Das muß man Dir ja lassen, wunderbar, wie Du Dir das alles ausgedacht hast. Nun, meinen Wahlspruch im Kontor „Arbeit ist nun einmal die Quelle aller Werte“ hast auch Du Dir zu eigen gemacht.“



Seegrenzschlachthaus Wismar, Verwaltungsgebäude mit Casino an der Kopenhagener Straße.

(Originalfoto Tierarzt Dr. Heinz Ihnig)

„Bald wird Herr Mews seine Flotte wohl noch weiter ausbauen“, bemerkt ein anderer Gast.

„So schnell geht das nun wieder nicht. Erst muß ich mal genug verdienen. Immerhin fahre ich mit 20 Mann Besatzung einschl. der Schlachter und Viehtreiber. Diese Leute müssen immer an Bord sein, wenn sich aus irgendwelchen Gründen Notschlachtungen ergeben. Sie glauben gar nicht, meine lieben Gäste, wie seekrank Tiere werden können. Rinder reißen sich dann beim Schaukeln des Schiffes von ihren Stricken los und müssen wieder zur Ruhe gebracht werden. Also ganz so einfach ist die Viehfuhr nun doch nicht, wie es sich mancher so vorstellt. Da sind mir natürlich Passagiere lieber. Nur die kommen meistens, wenn das Wetter gut ist. Die Viehtransporte sind dagegen vorher vollständig ausgebucht“, läßt der Reeder verlauten.

Axel Svendrup, ein dänischer Viehhändler, spendiert zum guten Gelingen eine Flasche „Aalborg“-Aqavit.

Als die Trinksprüche hin und her gingen, konnte noch niemand ahnen, daß alle guten Pläne und Vorsätze doch noch nicht so bald in Erfüllung gehen sollten. Etwas Ungewöhnliches kam dazwischen.



Überraschend früh und hart setzte bereits Anfang November 1928 der Winter ein.

Was seit Menschengedenken nicht mehr der Fall war, trat jetzt ein. Die Ostsee froh zu. Manches Schiff geriet in Eisnot. Die Reeder standen vor großen Schwierigkeiten.

Auch Heinrich Mews wurde hierdurch hart betroffen. In dem kleinen Kontor am Spiegelberg besprach er mit Karsten die Lage. „Wir liegen mit unseren Schiffen seit Beginn der Eisperiode im Hafen fest. Wenigstens ein kleines Trostpflaster, denn wären wir draußen eingefroren, hätte das eine schöne Stange Geld gekostet. Gott sei Dank werden die Umbauarbeiten am „William“ erst in den nächsten Tagen aufgenommen. Dann bekomme ich durch die Bauaufsicht erst mal allerhand Arbeit. Wenn diese Mitte März beendet sind, hoffe ich, daß die Eisverhältnisse sich gebessert haben, und ich die Fahrten mit dem „William“ aufnehmen kann“, sagt Mews, worauf Karsten erwidert: „Du hast die Jahre vorher ja ganz gut verdient und wirst den Ausfall der Verdienste durchstehen. Aber was ich da so von anderer Seite gehört habe, hat doch mancher Reeder tief in den Geldbeutel greifen müssen, um die laufenden Unkosten durch den Frachtausfall bestreiten zu können. Ganz schlecht sind jedoch die Reeder drangewesen, deren Schiffe eingefroren waren und freigeist werden mußten. Enorm hohe Kosten sind hierfür aufzubringen. Wer darüber hinaus Frachtkontrakte abgeschlossen hat, die bis zu einem festgelegten Zeitpunkt zu erfüllen waren, wird mit Konventionalstrafen seitens der Kontrahenten zu rechnen haben.“

„Ja“, unterbricht Mews, „aber hier spielt doch höhere Gewalt mit.“ „Nicht in allen Fällen“, verbessert der Schiffsmakler, „wenn z. B. vergessen wurde, die Eisklausel in den Verträgen einzusetzen, dann haftet der Reeder für alle Verluste, die sein Kontrahent erlitten hat. So ging es doch unserem Kollegen Ragnar Nilsson, der zwei Dampfer seiner Flotte von sechs Frachtern sofort verkaufen mußte, um damit die finanzielle Lage zu bessern. Aber in Hamburg hat es für einige kleinere Reedereien das Ende bedeutet.“ „Wer mit der Schifffahrt zu tun hat, wird sich vorher immer genau überlegen müssen, was er will und was auf ihn zukommen kann. Wer nichts davon versteht, soll die Finger davon lassen.“

„Der „Hindenburg“ liegt unter Dampf, wie ich gesehen habe“, sagt Karsten.

„Stimmt, den hat die Stadt bereits gechartert für Eisbrecherzwecke, wenn die Witterung umschlagen sollte. So ist der wenigstens beschäftigt. „Seeadler 1“ und „Insel Poel“ liegen auf, können aber, sobald es die Witterung zuläßt, jederzeit eingesetzt werden“, fügt Mews hinzu.

Ende März ist es endlich soweit, daß die meisten Häfen der westlichen Ostsee für stärkere Schiffe wieder offen sind. Zusammengefrorene Eisschollen behindern aber immer noch den Schiffsverkehr. Die Eisbrecher in der Wismarschen Bucht befinden sich Tag und Nacht im Einsatz. Von der Handelskammer in Lübeck wurde deren Eisbrecher „Lübeck“ zur Unterstützung angefordert.

In der Stadt hat es sich schnell herumgesprochen, daß der Dampfer „William“ heute als erstes Schiff nach dieser langen Eisperiode mit einer Ladung Vieh aus dem dänischen Gjedser beim Seegrenschlachthaus erwartet wird.

Es ist naßkalt und ungemütlich. Auf der Viehverladerampe haben sich bereits Angestellte des Schlachthofes sowie Freunde und Bekannte des Reeders Mews eingefunden. Tierarzt Dr. Böhm gibt bekannt, daß sich die Ankunft des Dampfers noch verzögern wird. Zwischen Brandenhusen und dem Huk beim Fliemstorfer Baum habe sich eine starke Eisbarriere gebildet.

Endlich tauchen die Lichter der Positionslaternen des „William“ in der Dunkelheit auf.

Signale ertönen aus der Dampfpfeife, die von dem Schlepper „Walfisch“ erwidert werden. Langsam bugsiert der Schlepper den Dampfer an seinen Liegeplatz.

Die Arbeiter, die sich wartend in den Viehhallen aufgehalten haben, kommen heraus. Endlich kann der Betrieb nach langer Pause wieder aufgenommen werden.

Und da hört man schon von der Brücke des „William“ die sonore Stimme von Heinrich Mews: „Wie ihr seht, bin ich gut angekommen. Das soll gefeiert werden. Wir treffen uns anschließend drüben noch im Casino. Jetzt müssen erst mal meine borstigen Passagiere glücklich an Land.“



Glitzernd spiegeln sich die Bogenlampen vom Pier im Hafenwasser wider.

Das Dionysische in Nietzsches Schrift: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik

Rudolf Wildberg, Flensburg

Wenn wir uns dem Erscheinungsbild der antiken griechischen Kultur nähern, fallen uns zuvörderst die Statuen, Götterbilder und ihre Tempel ins Auge. Sie sind der Ausdruck eines Lebensgefühls, welches eine in sich ruhende, durch das künstlerische Maas geprägte, Individualität erahnen lassen. Diese uns als naive, im Schillerschen Sinne naive, Kunst entgegen tretende Erscheinung ist das Produkt einer langen Entwicklung.

Ihre Wurzeln liegen in der Landnahme der dorischen Wandervölker im 12. Jahrhundert vor Christus. Damals brachten die alten Achäer ihre Götterwelt mit nach Griechenland und entwickelten sie im Laufe ihrer Herrschaft in der mykenischen Kultur zum olympischen Götterpantheon. In diesen Göttern schufen sie sich die Traumwelt, deren Anschauung und Verehrung ihrer harten Wirklichkeit einen Sinn gaben. Sie sahen in ihren Göttern den verklärten Widerschein ihrer eigenen Welt. Es war eine anthropomorphe Gestaltung des Götterhimmels, die den Himmel zur Erde herabsteigen ließ. Diese Götter waren ins Übermenschliche transponierte Menschen und sie spiegelten das Wesen der adeligen, dorischen Herrschicht wieder. Es waren Götter nach ihrem Geist, die sich ebenso zu ihnen verhielten, wie sie selber mit ihren Knechten und der unterworfenen Urbevölkerung umgingen. Homer hat sie uns in seiner Rückschau plastisch vor Augen gestellt, die Traumwelt eines archaischen Volkes. Zeus und Hera waren die beherrschenden Figuren dieses Götterhimmels und ihre strenge Hoheit spiegelt sich in den frühen Zeugnissen der griechischen Kunst.

Aber im Laufe der Entwicklung der griechischen Kultur trat immer mehr ein Gott in den Vordergrund: Apollon, der Gott der Künste. Dieser Lichtgott war der Ausdruck einer immer stärker werdenden Individualisierung des griechischen Menschen. „Erkenne dich selbst“ stand als Inschrift im Heiligtum dieses Gottes in Delphi. Wer sich selbst zu erkennen versucht, wird sich seiner Grenzen bald bewußt. Apollon ist daher auch der Gott des Maases, der Sophrosyne, und des Orakels, das den Menschen hilft, das rechte Maß zu erkennen. Dieses Streben nach dem rechten Maß sehen wir in den Statuen und Tempeln der Griechen vor uns, die uns durch die Schönheit ihrer Formen immer wieder zu Bewunderung hinreißen.

Diese Zeugnisse der griechischen Hochkultur des fünften vorchristlichen Jahrhunderts beinhalten jedoch außer dem Schein der vollendeten Form noch ein anderes Moment. Das ist die andere Seite der griechischen Seele, die aus menschlichen Urgründen kommt, und das Kunstwerk lebendig erscheinen läßt. Das ist das Moment des Dionysischen, das hinter der vollendeten Form hindurchscheint.

Schelling 1) hat als erster das Begriffspaar apollinisch-dionysisch geprägt. Wobei apollinisch für das Individuum, das Licht, die Form und die Ordnung, dionysisch dagegen für die Entindividualisierung, das Düstere, das natürlich-kreatürliche Sich-Versenken in die Natur und die alle Form sprengende Schöpfungskraft steht. Dionysisch und Apollinisch im Verein machen die Kunst erst lebendig und vermitteln uns den metaphysischen Trost, dessen der Mensch bedarf und der ihn erst zum Künstler werden ließ.

Nietzsche sagt zu Beginn seiner Schrift: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“: – Wir werden viel für die ästhetische Wissenschaft gewonnen haben, wenn wir nicht

nur zur logischen Einsicht, sondern auch zur unmittelbaren Sicherheit der Anschauung gekommen sind, daß die Fortentwicklung der Kunst an die Duplizität des Apollinischen und des Dionysischen gebunden ist; in ähnlicher Weise, wie die Generation von der Zweiheit der Geschlechter, bei fortwährendem Kampf in nur periodisch eintretender Versöhnung, abhängt. – Er zeigt dieses sich gegenseitige Befruchten auf in der Entstehung der attischen Tragödie zur Zeit des Äschilos und des Sophokles im 5. Jahrhundert vor Christus.

Um diesem Phänomen des Dionysischen näher zu kommen, müssen wir, ebenso wie bei dem Apollinischen, zurückgreifen und den Gott Dionysos, seine Herkunft und sein Auftreten in Griechenland betrachten.

Er soll als Gott aus den thrakischen Ländern, vielleicht sogar aus Kleinasien gekommen sein. Sein Auftreten und sein Siegeszug durch die griechischen Landschaften im 6. Jahrhundert vor. Chr. sah einer geistigen Revolution ähnlich, und war in der Tat auch verbunden mit einer geistig-politischen Umwälzung. Das politische System der Adels Herrschaft mit seiner Latifundienwirtschaft war erstarrt und brüchig geworden. Überall griffen Tyrannen, gestützt auf die Bürger in den Städten und die Bauern auf dem flachen Lande nach der Macht. Infolge dieser revolutionären Entwicklung erhoben sich neben der olympischen Götterwelt die lokalen chthonischen Gewalten, die im Volke unterschwellig immer lebendig geblieben waren. Sie verbanden sich mit dem neuen Dionysuskult, gingen in ihm auf. In Silen und Satyren haben wir sicherlich Ausflüsse der alten Volksmythen zu sehen. Diese volksreligiöse Bewegung wurde auch aus politischen Gründen von den Tyrannen unterstützt. Unter Kleistenes in Korinth (595–569) wurden die ersten Dithyramben zu Ehren des Dionysos gedichtet und Peisistratos (560–528) führte den Dionysuskult in Form der großen und kleinen Dionysien offiziell in Athen ein. Die Verbindung des thrakischen Fruchtbarkeitsgottes mit den ursprünglich in den griechischen Landschaften verehrten Erd- und Vegetationsgottheiten, sowie die politischen Umwälzungen jener Zeit, erklären den erstaunlichen Siegeszug dieser neuen religiösen Bewegung durch Griechenland.

Stauend und verständnislos sahen die den olympischen Göttern verhafteten Griechen das chaotische Getümmel des Dionysozuges mit seinem mänadischen Wüten gegen jede Ordnung und Maß. Vor allem die Frauen, denen hier ein Freiraum geboten wurde, waren begeisterte Anhängerinnen des neuen Gottes, der in seinem Kult ganz besonders die weibliche Psyche ansprach. Eine vergleichbare Erscheinung finden wir in der deutschen Mystik des Hochmittelalters, die ebenfalls vorwiegend von Frauen getragen wurde, in den Beginen. Sie versenkten sich in den Mythos vom Leiden Christi und dem Triumph seiner Auferstehung. Ebenso zogen die Mänaden und Lenai im Gefolge des Dionysos durch das Land und standen im Banne seiner Leiden und dem endlichen Sieg ihres Gottes.

Es war eine Welt des Rausches, die sie ergriffen hatte, nicht nur aus der berausenden Wirkung des Weines, auch im Aufgehen des Individuums in die Allgewalt der Natur mit ihrer Zeugungskraft, ihrer Mütterlichkeit, einer überschäumenden Begeisterung. Im Gegensatz zur Traumwelt des schönen Scheines im Apollinischen erlebten diese Menschen in der Verehrung des Dionysos im Rausch den Sinn des Lebens. Aus dem Wissen um die Unsicherheit und die stetige Gefährdung der menschlichen Existenz, aus dem Gefühl der Urangeit des Menschen vor dem Chaos in und außer ihm führt Dionysos die Gläubigen zu einer tiefen Hingabe an die geheimnisvollen Mächte der Natur, vereint den Menschen wieder mit dem Menschen, – die entfremdete, feindliche oder unterjochte Natur feiert wieder ihr Versöhnungsfest mit ihrem verlorenen Sohne – 2).

Der apollinische Mensch überwindet seine Urangeit durch das Maß und die Formung des chaotischen Stoffes in der Schöpfung der Traumwelt des schönen Scheines. Der dionysische Mensch findet im Rausch, in der Hingabe an die Urkräfte der Natur den Sinn des Lebens. Er gibt seine Individualität auf und empfindet sich als Teil der Schöpfung.

Im Verlaufe der Entwicklung der griechischen Kultur sehen wir nun, wie Apollon dem Dionysos die Hand zur Versöhnung reicht und in dieser Verbindung läutert sich der Dionysoskult zu einem geistig fundiertem Glauben und zu einer tiefen Frömmigkeit. Er wird damit zu einem gestaltenden Faktor der griechischen Kultur, und wir haben ihm in dieser Verbundenheit mit dem Apollinischen das höchste Kunstwerk der Griechen, die attische Tragödie, zu verdanken.

Das Dionysische begrifflich zu fassen bleibt allerdings schwierig. Das Apollinische ist als eine Funktion des Geistes zu verstehen und hieraus verhältnismäßig leicht zu fassen. Anders das Dionysische. Es umfaßt das breite Band der Emotionen der menschlichen Seele. Die Totalität dieser Erscheinung ist nicht durch Worte zu definieren, sondern nur durch extreme Pole eingrenzbar. Die Aufzählung und Behandlung von einzelnen Aspekten des Dionysischen ergibt immer wieder Blickpunkte, die gegeneinander widersprüchlich sind. Man muß also, um in das Wesen des Dionysischen eindringen zu können, eine perspektivische Betrachtungsweise beobachten.

Nietzsche tut das, indem er das Phänomen des Dionysischen in Verbindung setzt mit dem Mythos, der Lyrik und der Musik. Es sind dies ebenfalls Erscheinungen, die sich der begrifflichen Definition entziehen.

Der Mythos ist die Übersetzung von Symbolen in die Sprache. Mit diesen Symbolen verliert der Mensch in seiner frühesten Jugend seinen Ängsten und Hoffnungen Ausdruck. Wir können so durch die Mythen einen Blick in die frühe Menschheitsgeschichte tun. Zum Beispiel finden wir in den antiken Gräbern das Ei als Symbol. Es ist je zur Hälfte hell und dunkel gefärbt und symbolisiert als solches, das Leben und Tod zusammengeschlossen sind. Das bedeutet, daß Tod und Leben, Werden und Vergehen eines sind. Es ist dies eines der Ursymbole des Menschen, das so zum Ausdruck gebracht wird. Ähnlich lassen auch überlieferte Sagen und Mythen, die an Quellen und andere Heiligtümer geknüpft sind, einen Blick in die Gefühlswelt und Religiosität früher Generationen tun.

In ähnlicher Weise ist auch die Übertragung der Gefühle des Lyrikers in die Verse ein Ausdruck des Symbolismus. Aber die Lyrik ergibt bei näherer Betrachtung einen noch tieferen Einblick in das Wesen des Dionysischen. Der dichterische Anstoß kommt dem Lyriker von einem Eindruck, den er von außen empfängt. Diesem Eindruck, der eine seelische Stimmung auslöst, geht er nach, läßt ihn in sein Innerstes sinken. Und dann scheidet aus dieser Stimmung das ewig Menschliche hindurch. Dieses Urgefühl, das nun wachgerufen ist und nach Formung drängt, versucht er nun durch seine Verse zu verdeutlichen. Sein Gedicht als schöne Scheinwelt ist dann der Widerschein des Scheines in seinem Inneren, und er versucht dieses Innere in Sprache und Vers uns zu vermitteln. Das Wesentliche eines Gedichtes ist also nicht das gesprochene Wort, sondern das hinter ihm durchscheinende allgemein Menschliche, das aus Urgründen kommende Dionysische.

Daß Nietzsche's Lyrik so entstand, kann man aufzeigen. In seinem Gedicht „Vereinsamt“ (Die Krähen schreien und ziehen schwirren Flugs zur Stadt) kann man es lesen. Das auslösende Moment kommt im ersten Vers zum Ausdruck; Krähen, die quarrend über die winterliche Landschaft zu ihren Schlafplätzen ziehen. Von diesem Eindruck gefangen quillt in dem Dichter das Urgefühl der Verlassenheit und Einsamkeit des Menschen auf und Nietzsche versucht nun in den folgenden Versen dieses Gefühl uns nahe zu bringen. Sein Ringen um die Form ist das Bemühen um eine sprachlich schöne Scheinwelt, die diesen Widerschein aus den Urgründen seiner Seele, das Verlorensein des Menschen, vor uns lebendig werden läßt. Dasselbe finden wir auch in dem Gedicht „Venedig“ (An der Brücke stand jüngst ich in brauner Nacht). Dort sind es die samtene Nacht und die Töne, die von fern über die Lagune zu ihm herüberwehen. Und auch hier fühlen wir hinter den Worten die seelige Traurigkeit, die uns im Innersten anrührt. Das ist das Dionysische in der Lyrik. Und wir fühlen hier in dem letzten Beispiel die nahe Verwandtschaft der Lyrik mit der Musik.

Nietzsche verweist in diesem Zusammenhang auf Schiller 3), der sagt, daß vor dem Aktus des Dichtens nicht etwa eine Reihe von Bildern oder Gestalten vor seine Seele tritt, sondern daß ihn eine musikalische Stimmung ergreift. Wir können das sehr gut beobachten an seinem Gedicht „Nänie“. (Auch das Schöne muß sterben). Trotz der Fülle der Gestalten ist der musikalische Fluß der Verse das Vorherrschende, das uns in Trauer um die Vergänglichkeit alles Lebendigen mitfühlen läßt.

Wie denn die Musik, als drittes der von Nietzsche herangezogenen Beispiele, uns in besonderem Maße das Dionysische bewußt werden läßt. Sie ist die ätherischste der Künste und sie erreicht die menschliche Seele ohne Umweg. Durch sie wirkt das dionysische Reich der Emotionen unmittelbar auf uns. Sie kann uns in tiefe Traurigkeit versinken lassen und ebenso zu wilder Begeisterung hinreißen, genau wie es der Dionysoskult bei seinen Anhängern bewirkte. Und so müssen wir wohl sagen, daß das Dionysische, durch die Musik ausgelöst, das breite Band des Emotionalen im Menschen zum Schwingen bringt und zum Ausdruck drängen läßt.

Und in dieser Situation, wo das Apollinische auf der Höhe seiner Formungskraft mit dem Dionysischen in seiner emotionellen Rauschhaftigkeit die Ehe eingehen, wird die attische Tragödie geboren. Es sind dies die Sternstunden einer Kultur, wenn Geist und Seele sich in einer stärksten Potenz zusammenschließen können. Dann entstehen Kunstwerke von Ewigkeitsrang.

Wie wesentlich Nietzsche das Dionysische als ein gestaltendes Element in der griechischen Kunst – und wir können wohl weiterführend sagen der Kunst allgemein – erachtet, sagt er am Anfang seiner Untersuchung 4): und daß die Griechen, solange wir keine Antwort auf die Frage – was ist dionysisch? – haben, nach wir vor gänzlich unerkannt und unvorstellbar sind.

Anmerkungen:

Für die Bearbeitung wurde die Ausgabe des Werkes: Friedrich Nietzsche, Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik – in der Taschenbuchreihe der Goldmann Klassiker Nr. 7555 im Wilhelm Goldmann Verlag, München, zugrunde gelegt.

- 1) Friedrich Wilhelm Schelling, Philosoph, 1775–1854
- 2) Seite 29
- 3) Seite 43
- 4) Seite 11

Bibliographie:

Philosophisches Wörterbuch, herausgegeben von Georgi Schischkoff, Kröners Taschenausgabe, Band 13.

Griechische Mythologie, herausgegeben von Herbert J. Rose, im Verlag C. H. Beck, München.

Die Tempel der Griechen, herausgegeben von Gottfried Gruben, im Hirmer Verlag, München.

Die griechische Tragödie von Albin Lesky, Kröners Taschenausgabe, Band 143.

Mutterrecht und Urreligion, J. J. Bachofen im Alfred Kröner Verlag, Stuttgart.

Fritz Reuter im Westen

Bonner Literaturarchiv macht erste Bestandsaufnahme

Zum ersten Mal seit Kriegsende wird der im Westen vorhandene Nachlaß des mecklenburgischen Dichters Fritz Reuter (1810-1874) systematisch erfaßt. Das Fritz Reuter Literaturarchiv (Hans-Joachim Griepahn, 5300 Bonn 1, Postfach 120264) bittet alle Besitzer von Manuskripten, Briefen, Dokumenten, Fotografien, Zeichnungen und sonstigen Erinnerungsstücken um Kontaktaufnahme. Der vor 175 Jahren geborene Reuter gilt als der größte niederdeutsche Dichter und hat vor allem in seiner Jugend-, Festungs- und landwirtschaftlichen Stromzeit auch gemalt und gezeichnet.

Eine vorläufige Bestandsaufnahme der in öffentlichen Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik liegenden Reuter-Autographen führte für das Bonner Archiv zu einem überraschenden Ergebnis: Von insgesamt 47 als Reuter-Handschriften ausgegebenen Stücken erwiesen sich nur 44 als echt. Zwei Gedichtmanuskripte sind Abschriften von unbekannter Hand. Einen Brief hat Reuters Frau Luise geschrieben und mit „Fritz Reuter“ unterzeichnet. Zwei Briefe sind lediglich faksimiliert vorhanden.

Damit sind in öffentlichem Besitz bisher 42 Originalhandschriften ermittelt: ein Albumblatt, 33 Briefe, sechs Manuskripte bzw. Widmungsgedichte, ein Schriftstück und eine Porträtfotografie mit Autogramm. Von diesen Reuter-Zeugnissen liegen je neun in Hamburg und Münster, fünf in Berlin, vier in Dortmund, je drei in Hannover und München, je zwei in Marbach am Neckar und Nürnberg sowie je eins in Bonn, Bremen, Coburg, Heidelberg und Wolfenbüttel.

H. J. Griepahn

Buchbesprechungen

Zur Neuauflage von „Otto Vitense, Geschichte von Mecklenburg“, Gotha 1920

Von Dr. Hermann Brandt

Dem bundesstaatlichen Aufbau des westlichen Teiles Deutschlands ist es zu verdanken, daß wenigstens hier die Landesgeschichte heute wieder größere Beachtung findet, als es zwischen 1918 und 1945 der Fall war und in der DDR noch heute ist, und zwar sowohl in Einzelforschungen als auch gerade in den von Zeit zu Zeit nötigen Gesamtdarstellungen, die ja die Ergebnisse der Spezialforschung zusammenfassen. Schon die einheitsstaatlich tendierende Weimarer Republik, noch mehr aber die streng zentralistisch ausgerichteten Staatsgebilde der NS-Zeit und der DDR haben von Natur aus wenig Anreiz für landesgeschichtliche Darstellungen bieten können. Ausnahmen zeigten sich zunächst allerdings, wenn die Entwicklung des betreffenden Landes von besonderer Bedeutung für die gesamtdeutsche Geschichte war (s. Otto Brandt, Geschichte Schleswig-Holsteins, Kiel 1925, 8. Aufl. 1981) oder außerdem noch im gesamtdeutschen Zusammenhang dargestellt wurde (s. Rudolf Kötzschke und Hellmut Kretzschmar, Sächsische Geschichte, Dresden 1935, 3. Aufl. Frankfurt 1977).

Wenn wir von Preußen und Österreich, den einstigen Großmächten des mitteleuropäischen Raumes, absehen, so hat erst unsere Zeit so viele und so umfangreiche Landesgeschichten hervorgebracht wie z. B. Max Spindler (Hrsg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, I–IV (III–IV in 2 Teilbänden), München 1967–75, 2. Aufl. 1981 ff.; Hans Patze u. Walter Schlesinger (Hrsgg.), Geschichte Thüringens, I–VI (darunter Teilbände), Köln/Graz 1968–79; Franz Petri u. Georg Droege (Hrsgg.), Rheinische Geschichte in drei Bänden (mit Bild- u. Dokumentenband; Bd. 1 in 3 Teilbänden), Düsseldorf 1976–83; Hans Patze (Hrsg.), Geschichte Niedersachsens (auf 4 umfangreiche Bände angelegt, mit Teilbänden), Hildesheim 1977 ff.; Wilhelm Kohl (Hrsg.), Westfälische Geschichte, I–III (mit Bild- u. Dokumentenband sowie Registerband), Düsseldorf 1983–84. Selbst eine vierbändige Geschichte des Allgäus von Franz L. Baumann u. Josef Rottenkolber aus den Jahren 1883–1938 wurde wieder herausgegeben (Aalen 1971–73). – An umfangreicheren neuen oder immer wieder aufgelegten einbändigen Werken sind neben Brandt und Kötzschke/Kretzschmar vor allem zu nennen: Karl E. Demandt, Geschichte des Landes Hessen, 3. Aufl. Kassel/Basel 1980; Gustav Engel, Politische Geschichte Westfalens, 4. Aufl. Köln/Berlin 1979; Erich Kittel, Geschichte des Landes Lippe, Köln 1957; Bruno Schumacher, Geschichte Ost- und Westpreußens, 6. Aufl. Würzburg 1979; Berthold Sütterlin, Geschichte Badens, Karlsruhe 1965; Karl u. Arnold Weller, Württembergische Geschichte im südwestdeutschen Raum, 8. Aufl. Stuttgart 1975.

Eine umfangreichere Geschichte Mecklenburgs von den Anfängen bis in unser Jahrhundert unter Einschluß der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie der Kulturgeschichte ist nicht darunter. Das liegt einmal daran, daß die mecklenburgischen Archivalien zwar noch (bzw. wieder) zum größeren Teile in Mecklenburg lagern, wo sie infolge der dortigen Rückkehr zum Prinzip der Geheimarchive westdeutschen Historikern nicht zugänglich sind, zu einem erheblichen anderen Teile aber wegen der seinerzeitigen kriegsbedingten Auslagerung in jetzt westliche Bergwerksstollen heute im Koblenzer

Bundesarchiv aufbewahrt werden, wo Historiker aus der DDR sie vor allem wegen ihrer Reisebeschränkungen nicht erreichen können.

Der andere Grund ist die geringere Bedeutung des mecklenburgischen Raumes im Vergleich zu anderen deutschen Landschaften. Ebenso wie die großen Flüsse Elbe und Oder gingen auch die Ströme der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands an Mecklenburg vorbei. Etwa gleichzeitig mit dem so folgenreichen Triumph der Fürstenmacht in dem von Natur aus ärmeren Brandenburg unterlagen die mecklenburgischen Herzöge den Ständen und waren hinfort zur Ohnmacht verurteilt. Mecklenburg verpaßte den Absolutismus des 17. und 18., aber auch den Liberalismus des 19. Jahrhunderts. Das rückständige Agrarland mit seiner geringen Bevölkerung spielte in der gesamtdeutschen Entwicklung hauptsächlich eine passive Rolle. Seine spezielle Geschichte interessierte im Lande selbst nur eine dünne Bildungsschicht und verursachte im „Auslande“ lediglich Stirnrunzeln wegen der „finsteren, mittelalterlichen“ Zustände. Die untypische Geschichte gerade dieses Landes in einem gesamtdeutschen Zusammenhang darzustellen kam gleichfalls nicht in Frage.

Um so fleißiger hat sich die mecklenburgische Geschichtsforschung aber von jeher mit der interessanten Sonderentwicklung ihres Landes befaßt, und die Ergebnisse wurden in einer beachtlichen Zahl angesehener Zeitschriften niedergelegt. Vorbildliche Werke wie das Friedrich Lisch und dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde zu verdankende „Mecklenburgische Urkundenbuch“ (Bd. 1–25A Schwerin 1863–1936, 25B Leipzig 1977) sowie Friedrich Schlies „Die Kunst- und Kulturdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin“, I–V, Schwerin 1896–1902, erfreuten sich besonderer Hochachtung weit über Mecklenburgs Grenzen hinweg. Dasselbe gilt für das Gesamtwerk Richard Wossidlos. Hans Wittes umfangreiche und überaus gründliche Replik auf D. N. Jegorovs „Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert“ (= Bibliothek geschichtlicher Werke aus den Literaturen Osteuropas, I, 1–2, Breslau 1930) vom Jahre 1932 (dieselbst als Teil 3), die auch sozial- und kulturgeschichtlich besonders wertvolle „Kirchengeschichte Mecklenburgs“, von Karl Schmaltz, I–III, Schwerin 1935–52, und Georg Krügers zweibändige Inventarisierung „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz“, Neubrandenburg 1921–34, erregten besondere Aufmerksamkeit. Unschätzbar ist „Wilhelm Heeß, Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg“, I–III, Rostock 1944 (Titel bis 1940), die noch im Jahre vor Kriegsende in Köslin gedruckt werden konnte. Die zahlreichen Beiträge der beiden aufwendigen Sammelwerke der NS-Zeit sind dagegen von unterschiedlichem Wert („Mecklenburg. Werden und Sein eines Gaus“, hrsg. von Richard Crull, Bielefeld/Leipzig 1938, und „Mecklenburg. Ein deutsches Land im Wandel der Zeit“, hrsg. von Ernst Schulz, Rostock 1938 und 1939). Wichtig sind der reiche Kartenteil des ersten sowie die hervorragende Bebilderung des zweiten Werks in seiner sonst unveränderten Neuauflage von 1939. Zu groß ist die Zahl der wertvollen Arbeiten besonders zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Mecklenburgs, als daß sie hier auch nur annähernd aufgezählt werden könnten.

Auch die Zahl wohlgelungener Gesamtdarstellungen der mecklenburgischen Geschichte hatte bis 1920 nicht ihresgleichen in anderen deutschen Ländern vergleichbarer Größe. Nach den achtunggebietenden Vorläufern Friedrich August Rudloff mit seinem mehrbändigen Werk „Pragmatisches Handbuch der mecklenburgischen Geschichte“, Schwerin/Wismar/Bützow 1780–94 und Schwerin 1795–1822, und Karl Ch. F. von Lützwow mit seinem bis 1635 reichenden „Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg, I–III, Berlin 1827–35, gelang Ernst Boll die erste Gesamtschau der mecklenburgischen Geschichte nach auch heute noch gültigen Grundsätzen mit seiner zweibändigen „Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte“ (bis 1755), Neubrandenburg 1846/47. Erst auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts folgte die „Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen“, Heft 1–11/12, Berlin 1901–09, von R. Beltz (1), R. Wagner (2 u. 9), A. Rudloff (3), A. Rische (4), H. Schnell (5 u. 10), C.

Beyer (6–8), C. Schröder (11/12), bis 1648 reichend (6–8, „Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg“ und 11/12, „Mecklenburg in der schönen Literatur“ darüber hinaus). Hans Wittes auf Boll fußende hervorragende „Mecklenburgische Geschichte“, die mit ihren beiden Bänden bis zum Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 reichte, erschien 1909–1913 in Wismar und diente ihrerseits in den sechziger Jahren Manfred Hamann als Grundlage für seine wohlfundierte und ausführliche Gesamtdarstellung bis zum Ausgang des Mittelalters, nämlich die „Mecklenburgische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Landständischen Union von 1523“ (= Mitteldeutsche Forschungen, 51), Köln/Graz 1968, ein Buch, das hoffentlich recht bald wieder aufgelegt wird, da es allen anderen Darstellungen Mecklenburgs im Mittelalter vorzuziehen ist.

Eine alle Bereiche der geschichtlichen Entwicklung umfassende und leidlich umfangreiche Darstellung der mecklenburgischen Geschichte bis in unser Jahrhundert herein erschien zum ersten und leider auch bisher letzten Male mit Otto Vitense, „Geschichte von Mecklenburg“, Gotha 1920 (= Werk 11 der Abteilung „Deutsche Landesgeschichten“ (Hrsg. Armin Tille) im Rahmen des damals von Hermann Oncken betreuten Monumentalwerks „Allgemeine Staatengeschichte“). Trotz seines Erscheinungsjahrs 1920 und der Darstellung der Ereignisse bis zum Herbst 1919 wurzelte das Werk auch all seiner fleißigen und berechtigten Kritik zum Trotz doch noch in der monarchischen Zeit. Der vierzigjährige Autor, geb. 1880 in Wittenburg und von 1909 bis zu seinem Tode im Jahre 1948, neununddreißig schicksalsschwere Jahre lang, am Gymnasium zu Neubrandenburg tätig, verstand es als einer der besten Kenner der mecklenburgischen Geschichte, den seinerzeitigen Forschungsstand mit Blick für das Wesentliche und Gesicherte zusammenzufassen und sowohl für Fachleute als auch breitere Leserkreise anschaulich darzustellen. Der flüssige Stil und die Allgemeinverständlichkeit zeichnen das Werk aus, vor allem aber die Schwerpunktsetzung auf die letzten Jahrhunderte.

Für diesen Zeitraum ist „der Vitense“ auch nach 65 Jahren immer noch unentbehrlich, und so nimmt es nicht wunder, daß er oft jahrelang auf der Suchliste der Antiquare stand und nach den Kriegsverlusten auch für manche wissenschaftliche Bibliothek unerreichbar blieb.

Die unveränderte fotomechanische Neuausgabe von Otto Vitense, „Geschichte von Mecklenburg“, Würzburg 1985, schließt also eine schmerzlich empfundene Lücke, auch wenn diese Neuauflage keineswegs eine Ideallösung darstellt. Eine solche hätte vorgelegen, wenn sie zumindest in entsprechendem Umfange bis 1952, dem Ende der restlichen Eigenstaatlichkeit Mecklenburgs, hätte fortgeführt werden können. Da dies aber etwa 80 neu zu setzende zusätzliche Seiten erfordert und damit einen fühlbar höheren Preis bedeutet hätte, schied diese Lösung vom verlegerischen Gesichtspunkt her aus. Wer wollte auch heute schon behaupten, etwa den Kapp-Putsch in Mecklenburg, das frühe Abgleiten des Landes in den Totalitarismus vor 1933 oder gar die Ereignisse des Jahres 1945 und danach angesichts der obengenannten Quellenlage mit dem nötigen Abstand und der unverzichtbaren Objektivität darstellen zu können!

Über die Fortführung bis 1952 hinaus aber hätte die ideale Lösung auch eine völlige Neubearbeitung, d. h. eine Einarbeitung aller Forschungsergebnisse seit 1920 bedeutet. Unnötig zu sagen, daß dabei die Kosten jede verlegerische Risikobereitschaft weit überschritten hätten. Aber hätte die Neubearbeitung eines Buches, das in der Bundesrepublik wie auch in der DDR noch immer fleißig zitiert wird, die Leser in beiden Teilen Deutschlands überhaupt zufriedenstellen können, ja, hätte sie überhaupt Eingang in die DDR gefunden?

So schien es aus ganz verschiedenen Gründen geboten, den „neutralen“ Text Vitenses aus dem Jahre 1920 unangetastet zu lassen und lediglich ein paar offenkundige Versehen, die seinerzeit bei der schnellen Drucklegung in unruhiger Zeit unterlaufen waren, zu korrigieren. Die Einarbeitung der Forschungsergebnisse seit der ersten Auflage wird also

neben der Darstellung der letzten Jahrzehnte in der Entwicklung Mecklenburgs zu den Aufgaben einer künftigen Geschichte des Landes gehören. Manches Urteil, das bei Vitense noch dem Geist der ausgehenden wilhelminischen Zeit verhaftet ist, wird dann auch durch neuere Erkenntnisse zu ersetzen, und neue Fragestellungen werden zu berücksichtigen sein.

Einstweilen möge dem Freund der mecklenburgischen Geschichte ein Literaturnachtrag seit 1920 weiterhelfen, der in das Vorwort eingearbeitet ist und Angaben unter folgenden Abschnitten enthält: Bibliographien, Zeitschriften, Quellensammlungen, Landeskunde - Volkstum - Sprache, Kartenwerke, Allgemeine Landesgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Verfassungsgeschichte, Kultur- und Kirchengeschichte, Kunstgeschichte, Lokalgeschichte. Ob die kleine Auswahl, bei der Beiträge zu Zeitschriften und Sammelwerken aus Raumgründen im allgemeinen unerwähnt bleiben mußten, andererseits aber wegen ihres Informationsgehalts auch einige selbständige Schriften, deren Auffassungen besonders zeit- oder ortsgebunden sind, aufgenommen wurden, vertretbar ist, wird von anderer Seite zu beurteilen sein, da das Vorwort mit Literaturnachtrag und dieser Beitrag aus derselben Feder stammen. Dem Verfasser bleibt jedoch die Hoffnung, daß der mündige Staatsbürger ideologisches Beiwerk jeglicher Färbung selbst beiseite legt und auch gerade für weiterführende Literatur unterschiedlicher historisch-politischer Grundhaltung, wie sie nun einmal für die wechselvolle Berichtszeit bezeichnend ist, dankbar sein wird, weil sie ihn im Anschluß an Vitenses Text zur eingehenden Auseinandersetzung mit der Vergangenheit Mecklenburgs führt und damit zu vertieften eigenen Studien anregt.

Dem Verlage Wolfgang Weidlich in Würzburg gebührt der Dank aller Freunde der mecklenburgischen Landesgeschichte für diese Neuauflage. Für Jubiläen, Geburtstage etc. dürfte sie ein besonders willkommenes Geschenk sein.

Im Einvernehmen mit dem Verlage stellt sich „der Vitense“ mit der folgenden Textprobe wieder vor:

(S. 573) Unter dem 8. Mai 1917 erschienen gleichzeitig zwei landesherrliche Erlasse, in denen die beiden Großherzöge Friedrich Franz IV. und Adolf Friedrich VI. in Anknüpfung an die Landtagsabschiede vom 29. Oktober 1913 und mit Rücksicht auf „die durch den Krieg bewirkte Änderung der Verhältnisse“ „zur Klärung“ der innerpolitischen Fragen und zur Wiederaufnahme und „Durchführung der Verfassungsreform“ bestimmten, daß „beide mecklenburgische Regierungen mit angesehenen Persönlichkeiten aus den verschiedensten Lebensstellungen, mit Mitgliedern der Stände und mit Angehörigen anderer Kreise baldtunlichst zu einer Besprechung über die Grundlagen einer neuen Verfassungsvorlage zusammentreten“ sollten, und zwar am 14. Juni in Schwerin.

Geladen wurden aus dem Schweriner Lande 37, aus Strelitz 15, im ganzen 52 Männer. Von ihnen gehörten allein 30 den beiden Ständen der Ritterschaft und der Landschaft an, von den übrigen (neben den genannten 13 ständischen Bürgermeistern) noch 6 der Justiz, 8 dem Handel und Gewerbe, 5 der Landwirtschaft und 3 dem Medizinalwesen. Das waren die in dem Erlaß vom 8. Mai angekündigten „angesehenen Persönlichkeiten aus den verschiedensten Berufsstellungen“. Wären sie in ihrer besonderen, amtlichen Toga erschienen, so möchten wohl die 16 letzten in ihrem schlichten Bürgerkleide unter der überwiegenden Mehrheit der 36 rotbefrackten Ritter oder blauroten Bürgermeister oder schwarzblauen Juristen ein recht bescheidenes Dasein geführt haben. Kirche, Schule, Universität, Kunst, die viel verzweigte mittlere Beamtenschaft, die noch zahlreicheren kleineren Handwerker und Gewerbetreibenden, geschweige denn die ganze Arbeiterschaft waren trotz der verschiedenen Bittgesuche einer Einladung und Vertretung nicht gewürdigt worden.

(S. 583 ff.) Da erschienen am Vormittag des 8. November [1918, Anm. d. Verf.] die beiden Reichstagsabgeordneten Dr. Wendorff und Sivkovich im Auftrage der Reichsregierung von Berlin her in Schwerin, um dort Maßnahmen zur Beruhigung des Volkes herbeizuführen. Sogleich fanden in der Regierung zwischen dem Großherzog, den Ministern, den Vertretern des Arbeiter- und Soldatenrates - diese zur früheren umgekehrte

Namensbezeichnung wurde bereits gebräuchlich – und den beiden Reichstagsabgeordneten Besprechungen statt. Vor Beginn derselben wandte sich der Großherzog noch vom Balkon des Regierungsgebäudes aus mit einer beruhigenden Ansprache an die unten versammelte, meist aus Soldaten bestehende Menge

Die neugebildeten Ministerien traten in Schwerin bereits am 9., in Strelitz am 11. November durch landesherrlichen Erlaß in Wirksamkeit. Die Namen ihrer Mitglieder, in Schwerin vorläufig 5, in Strelitz 6, sind mit wenigen Ausnahmen nicht wert, genannt zu werden. Außer den beiden Abgeordneten Dr. Wendorff und Sivkovich gehörten dem Schweriner Ministerium ein früherer Handlungsgehilfe vom Soldatenrat, ein Zimmerer vom Arbeiterrat und ein Rostocker Redakteur der dortigen „Volkszeitung“, dem Strelitzer Ministerium außer Dr. Stubmann, dem Landrichter Dr. Weber und dem Ministerialassessor Dr. Piper noch einer vom Soldatenrat, der Mecklenburg überhaupt nicht kannte, ein gewesener Töpfergeselle vom Arbeiterrat und ein Volksschullehrer an. Beide Ministerien nahmen unter sich eine Verteilung der einzelnen Verwaltungszeige vor. Infolge völlig ungenügender Vorbildung verstand naturgemäß ein Teil der neuen Männer nichts von der ihnen zugewiesenen Arbeit. Das Strelitzer Ministerium wurde durch den Großherzog zudem noch ermächtigt, auf dem Gebiete des Ernährungswesens, der Gesundheitspflege, der Wahrung der öffentlichen Sicherheit und der Arbeitsbeschaffung in seinem Namen selbständig zu handeln. Die Frage der Selbständigkeit des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz sollte durch die verfassunggebende Versammlung daselbst geregelt werden. In Schwerin stellte sich das neue Staatsministerium der Einwohnerschaft in einer großen Versammlung im Hoftheater vor, in Neustrelitz geschah ein Gleiches durch das dortige Staatsministerium am 12. vor dem Schloß.

Mecklenburg war ein „Volksstaat“ geworden. So wenigstens erklärten die neuen Minister und ihre Anhänger. Das Volk als Ganzes hatte dabei zunächst noch wenig getan, sondern nur einzelne Gruppen und führende Geister, die die Revolution entfacht hatten. Daß diese bisher im ganzen ohne schlimme Ausschreitungen und ohne Blutvergießen verlief, das war allerdings das Verdienst des zum weitaus größten Teile noch besonnenen mecklenburgischen Volkes. In Berlin und anderen Städten des Deutschen Reiches waren die Straßenkämpfe in vollem Gange

Von solchen Auswüchsen blieben die beiden Mecklenburg noch verschont. Der Schweriner Soldatenrat erließ am 12. November eine Erklärung, in der es hieß: „Die Bevölkerung kann versichert sein, daß es den Soldaten völlig fern liegt, eine Schreckensherrschaft über die Zivilbevölkerung zu führen, sondern daß sie lediglich der freiheitlichen Entwicklung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eine Bahn brechen wollen.“ Als Vorbedingung für dieses Ziel galt den Revolutionsmännern aber die Beseitigung der Monarchie. Sie war, nachdem der Kaiser und nach ihm alle Bundesfürsten bereits dem Thron freiwillig entsagt hatten bzw. zur Abdankung gezwungen worden waren, auch für Mecklenburg nur noch eine Frage der Zeit. Am 12. November unterbreitete der Großherzog Friedrich Franz IV. dem neuen Schweriner Ministerium den Wunsch, daß er an der Überführung Mecklenburgs in den Volksstaat im Rahmen seiner Rechte mitarbeiten wolle, daß er auf die fürstliche Steuerfreiheit verzichte und ihm jede dynastische Bestrebung fern liege. Hinsichtlich des Strelitzer Landes erklärte er noch besonders, daß er „nie die Hand dazu bieten werde, dort eine neue Dynastie einzusetzen“, und daß er seinem „zweiten Sohne die Übernahme der vom verstorbenen Großherzog letztwillig gewünschten Thronfolge nicht verstatten werde“. Aber alle diese und ähnliche Erklärungen des Landesherrn waren zwecklos. Der Beschluß des Ministeriums stand schon fest. Nur zwei Tage noch dauerte die Schattenregierung des Großherzogs. Am 14. November erfolgte sein von dem neuen Ministerium gegengezeichneter letzter, kurzer landesherrlicher Erlaß über seine eigene Abdankung

Zwei Tage später (16. November) folgte seitens des Strelitzer Staatsministeriums eine Bekanntmachung, daß, „nachdem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin

für sich und sein Haus auf den Schweriner Thron verzichtet“ habe, auch „seine Verweserschaft für Mecklenburg-Strelitz erloschen“ sei. „Der Großherzog hat sich mit dieser Auffassung einverstanden erklärt. Das Staatsministerium hat daher pflichtgemäß beschlossen, die volle Regierungsgewalt bis zur Entscheidung der verfassungsgebenden Versammlung zu übernehmen. Die aus dem Beamteneid sich ergebenden Verpflichtungen sind dem Staatsministerium gegenüber zu erfüllen.“

Nach einem Abschiedsgruß an sein mecklenburgisches Volk verließ Friedrich Franz noch am 16. November mit seiner Familie und einem kleinen Gefolge seine bisherige Residenz . . .

Otto Vitense, Geschichte von Mecklenburg, 656 Seiten mit 10 Seiten Vorwort mit Literaturnachtrag seit 1920, DM 98,-, Verlag Wolfgang Weidlich, Würzburg 1985.

Zwei Bücher von Otthinrich Müller-Ramelsloh

Der Gongschlag in der Stunde Null

Mit diesem Titel erschien zum Jahresanfang 1985 eins der vielen philosophischen Werke von *Otthinrich Müller-Ramelsloh*. Dieser international bekannte Dichterphilosoph ist am 6. Oktober 1904 in Greifswald geboren. Bald darauf zogen sein geschäftstüchtiger Vater und seine herzensgute, geistiglebhaftige Mutter nach der mecklenburgischen Kreisstadt Malchin, wo sie in der Bahnhofstraße einen Kaufmannsladen eröffneten. Mit zehn Jahren erlebte er beim Beginn des 1. Weltkrieges die vaterländische Begeisterung vor dem Rathaus.

Während seiner jugendlichen Reifezeit jedoch machte das traurige Ende und die schwierige Nachkriegszeit ihn ernst und besinnlich.

Gern erinnere ich mich in meiner Primanerzeit an unsere Spaziergänge, als Otthinrich schon damals über seine philosophischen Ansichten über die Weltenharmonie mit mir diskutierte.

Wenn andere mit einem Jurastudium sich begnügten, so nutzte er die Zeit auf der Alma Mater und besuchte Vorlesungen in Geschichte, Philosophie, Theologie und Wirtschaftslehre.

In der NS-Zeit 1933 verheimlichte er nicht seine andere Einstellung und hatte durch die NS-Kreisleitung Schwierigkeiten. Aber als das NS-Reichswirtschaftsministerium Berlin in der Wirtschaftskrise Sommer 1939 durch Autobahnbau und Aufrüstung vor der Entscheidung: Staatskonkurs oder Krieg stand, da gebrauchte man ihn.

Im Jahre 1950 eröffnete Müller-Ramelsloh sein Rechtsanwaltsbüro am Rathausplatz in Hamburg.

„Ein Genie des Fleißes“, so urteilte sein früherer Professor Brunstädt-Rostock. Hinzu kam sein unermüdlicher Forschungsdrang nach den wahren Lebenszusammenhängen der Menschheit und des Universums.

In seiner Freizeit befaßte er sich mit den großen Persönlichkeiten unserer abendländischen Geschichte. Die Carolinum-Leser kennen seinen Namen als Dramatiker, als in den Heften 1971, 1974, 1978 seine Dramen über Heinrich Schliemann, Dänenkönig Knuth, Tayerand und Napoleon besprochen wurden. In weiteren Dramen behandelte er: Heinrich d. Löwe, Karl V., Martin Luther, Ulrich v. Hutten, Giordano Bruno, Ludwig d. Bayer und Bismarck. Diese bedeutungsvollen Männer für die einzelnen Phasen unserer europäischen Entwicklung besitzen in unserer Umbruchszeit auch für unsere Jugend hilfreiche Aussagekraft.

Vielseitig ist sein literarisches Angebot: Lyrik, die das Herz anspricht, lebensvolle Romane, humorvolle Abhandlungen, plattdeutsche Erzählungen.

Viele Ehrungen erfuhr Müller-Ramelsloh laufend als international bekannter Kulturphilosoph: in Wien die Kant-Plakette, in München den goldenen Ehrenring für Literatur 1982, in Hamburg den Gillhof-Preis und in Bad Bevensen den mecklenburgischen Kulturpreis 1985. Er wurde Mitglied der Akademie für Bildung und Kultur, ferner Ehrenmitglied des Deutschen Kulturwerkes Europäischen Geistes.

Bei seinem 80. Geburtstag füllte eine umfangreiche Sammlung seiner philosophischen Werke das Bücherregal.

Bewundern muß man diesen Menschen, dessen Frau Lotte nach 46 Ehejahren 1982 als Mutter von 3 Kindern und zehn Enkelkindern starb, daß bereits 1985 nicht nur das zukunftsweisende Buch „Der Gongschlag in der Stunde Null“, sondern auch das zweite am 1. Juli erschien: „Der magische Informationsbereich im Spiegel der Selbstvergessenheit der Menschen“.

Was Otthinrich Müller-Ramelsloh an Gedankenfülle philosophisch in 6 Jahrzehnten erarbeitete, kann man nicht in Kürze ausdrücken.

Dennoch möchte ich auf einige Hauptgedanken seines vieldimensionalen Weltbildes in seinen beiden Neuerscheinungen eingehen.

Der Verfasser erarbeitete eine neue Lebenslehre für uns Mitmenschen. Mit rund 122 früheren und jetzigen Autoren (s. S. 199) setzt er sich kritisch auseinander.

Er untersucht außerdem unser Industrie-Zeitalter. Dabei erkennt er die technischen und naturwissenschaftlichen Leistungen an, aber weist zugleich auf die vielen üblen Nachwirkungen hin.

Zu einseitig werden nur die Ratio bzw. die Materie betont. Masseneinsatz an Rohstoffen, Maschinen und das Geld als Spekulationsware werden rational zum eigenen Vorteil ausgenutzt. Gemütsempfindungen und moralische Bedenken schaltet man ab. Arbeitslosenzahlen steigen. Boden, Wasser und Luft werden laufend gewissenlos verschmutzt. Die Welt selbst sei nur durch Zufall entstanden. Lebensängste treiben zu Ersatzbefriedigungen, zum Wettrüsten und zum Nihilismus.

Zur Überwindung unserer Wirtschafts- und Kulturkrise fordert Müller-Ramelsloh zuerst einen neuen Menschen.

Zu einseitig war von Aristoteles über Descartes bis zu den Materialisten die eindimensionale Denkungsart: – richtig oder falsch –, auch die dreidimensionale von Einstein genügt nicht.

Beeindruckt von der Quantenlehre seines persönlichen Freundes Max Planck und von der Kybernetik ist bei Müller-Ramelsloh die Welt vieldimensional. Er betont Gefühl und Ratio, die beide in Wechselwirkung sich befinden, ferner Geist und Materie, die nicht wesensfremd, sondern naturhaft sind. Unter Geist versteht er die Geistenergie. Diese schöpferische Kraft hat die Selbststeuerungsfunktion bei den vielen Möglichkeiten der Entwicklung (Evolution) im Zusammenwirken (Kommunikation) anderer Entwicklungen (Koevolution). Sie bedient sich zur Information im magischen Bereich der früheren Erfahrungen und Empfindungen, die früher bis gegenwärtig im Gedächtnis gespeichert sind.

Nach seiner religiösen Anschauung versteht er das Gotteswesen ebenfalls geistenergetisch. Gott ist also nicht aus Ratio erdachtes Monstrum. Als Schöpferkraft ringt Gott in jedem Individuum und im Universum mit sich selbst.

So trat um das Jahr Null bereits der bedeutungsvolle geistenergetische Umbruch mit Jesus Christus ein, als er aus seiner ganzen Gemütsphäre heraus Gott als „Unsern Vater“ mit „seinem Reich“ der Menschheit verkündete. Heute und zukünftig wirkt bei schwacher

Glaubenshaltung weiterhin, verglichen mit dem technischen Relaisbegriff, Jesus als Glaubensverstärker. Ebenso verhält es sich bei Paulus, als er die Worte sprach: „Gott ist die Liebe!“

Nach der Ratiotdimension sind Tote tot, nach der Erfahrung jedoch erleben wir, wie durch unsere Toten unsere lebenssteuernden Kräfte wachsen. So sind auch Kants Logik und Kausalität der „Sittlichkeit“ als steuernde Lebensfunktion zu verstehen.

Bei solcher moralischen Geisteshaltung können glaubensstarke, tatkräftige Menschen gemeinsam durch geistenergetische Quantenballung den Quantensprung zur Anhebung unseres neuen natur-, menschen- und kulturfreundlichen Zeitalters erreichen.

Der Gongschlag zur Wende in der Stunde Null hat um 1965 schon begonnen.

(Erich Hagen)

Joachim Schultz-Naumann: **Unter Kaisers Flagge**, Deutschlands Schutzgebiete im Pazifik und in China einst und heute. München: Universitas-Verlag. 353 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Leinen. DM 38,-

Nachdem Wissenschaft und Öffentlichkeit über lange Zeit sich in der Bundesrepublik Deutschland nicht oder kaum mit den einstigen deutschen Kolonien beschäftigt hatten, erschienen in den letzten Monaten anlässlich des hundertsten Jahrestages der Erwerbung der ersten Kolonien durch das Deutsche Reich eine ganze Reihe von Büchern, die sich mit den früheren deutschen Besitzungen in Übersee beschäftigen. Das Buch aber, das hier angezeigt werden soll, bietet etwas Besonderes. Es gehört nicht in die Reihe der auf das „Jubiläum“ hin am Schreibtisch schnell erarbeiteten Bücher.

Der Verfasser, Mecklenburger, zunächst Berufsoffizier und am Schluß des Zweiten Weltkrieges Führer des Kriegstagebuches des Wehrmachtsführungsstabes, war dann Geschäftsführer eines bedeutenden Industrieunternehmens und kam weit in der Welt herum (Vgl. „Unser Mecklenburg“ 1982/2 S. 8 f.; 1983/6 S. 28). Besonders bereiste er den asiatisch-pazifischen Raum und kam so mehrfach in die ehemaligen deutschen Schutzgebiete in der Südsee und in China. Der Verfasser kennt also den Raum, über den er schreibt, persönlich. Das ist ein Vorteil, den er gegenüber den meisten Historikern besitzt, die sich mit den deutschen Kolonien befassen. Außerdem beschränkt er sich auf die asiatischen Schutzgebiete. Damit werden diese in ihrer Bedeutung voll sichtbar. Bei den üblichen Gesamtdarstellungen der deutschen Kolonien steht Afrika im Vordergrund und die Besitzungen in der Südsee und in China werden leicht zu Randerscheinungen, denen zudem etwas Exotisches anhaftet.

Mit zahlreichen Persönlichkeiten im In- und Ausland hat der Verfasser Kontakt aufgenommen, die deutsche und fremdsprachige Literatur durchgearbeitet und viele Archive auf der ganzen Welt besucht. Das für sein Thema aber wichtigste Archiv fehlt: das Deutsche Zentralarchiv in Potsdam, das die Akten des Reichskolonialamtes verwahrt. Das ist jedoch nicht die Schuld des Verfassers, sondern rührt daher, daß die Archivverwaltung der DDR die Benutzung ihrer Bestände in einer Weise einschränkt, die den Gepflogenheiten in der Bundesrepublik und im Ausland widerspricht. Dennoch brauchte der Verfasser nicht auf eine Benutzung der Akten des Reichskolonialamtes zu verzichten. Ihm standen Mikrofilme der entsprechenden Bestände in der Mitchell Library im australischen Sydney(!) zur Verfügung.

Das Buch spannt einen weiten zeitlichen Rahmen, es geht beträchtlich über die eigentliche Zeit der deutschen Kolonien von 1884–1914/1920 hinaus. Es beginnt mit den ersten Niederlassungen des Hamburger Hauses Godeffroy auf Samoa um die Mitte des 19. Jahrhunderts und führt dann zu den Erwerbungen der deutschen Schutzgebiete in der Südsee. Dieses Geschehen stellt der Verfasser in den Zusammenhang des kolonialen

Ausgreifens der anderen europäischen Mächte. Die deutschen Erwerbungen in Übersee verlieren damit das Spektakuläre, das eine isolierte Darstellung leicht erzeugt. Es wird so vielmehr das internationale Zusammenspiel deutlich. Darauf folgen Abschnitte über die Rolle der Marine und die der christlichen Missionen in den Schutzgebieten.

Danach stellt der Verfasser die Schutzgebiete einzeln vor: Deutsch Neuguinea, das mikronesische Inselgebiet mit den Marshall Inseln, Nauru, sowie den Karolinen und Marianen, Deutsch Samoa und schließlich das chinesische Schutzgebiet Kiautschou. Der Leser erhält einen Eindruck von der geographischen Beschaffenheit dieser Gebiete, ihrer Bevölkerung, den europäischen Unternehmungen, der Verwaltung und den Anfängen einer allgemeinen Erschließung. Daneben stehen Berichte von Augenzeugen. Sie machen für Neuguinea eindringlich deutlich, daß diese Kolonie noch von Menschenfressern bewohnt wurde. Ein Problem, gegen das die deutsche Verwaltung vorging, das sie aber in der relativ kurzen ihr zur Verfügung stehenden Zeit nicht beseitigen konnte, weil ihre Machtmittel nicht ausreichten, um bis in das Innere des Landes vordringen zu können. Vor dem Ersten Weltkrieg begannen die ersten größeren Unternehmungen, diese Gebiete überhaupt erst kennenzulernen.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seit der Zeit vergangen, in der Deutschland Kolonialmacht war. Daher ist es nur folgerichtig, wenn der Verfasser seine Darstellung nicht mit dem Versailler Vertrag abbricht, sondern sie bis in unsere Tage fortführt. Eine deutsche Kolonialverwaltung gab es in der Südsee und in China zwar seit 1914 nicht mehr, aber ihre Auswirkungen reichen bis in die Gegenwart. Der Verfasser schildert die ehemals deutschen Gebiete unter den Besatzungsmächten des Ersten Weltkrieges und unter den Mandataren des Völkerbundes. Gerade das Inselgebiet wurde zum Schauplatz der blutigen Kämpfe zwischen den Mandatsmächten während des Zweiten Weltkrieges. Danach begann die Zeit, in der die früheren deutschen Schutzgebiete ihre Unabhängigkeit anstrebten und sie auch weitgehend erreichten.

Im Blick auf die letzten hundert Jahre kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß die deutsche Zeit für die einstigen Schutzgebiete in der Südsee recht positiv gewesen sei. Man dürfe allerdings nicht Maßstäbe von heute an das Gestern legen. Seine Aussage ist umso gewichtiger, weil sie nicht nur auf Literatur beruht, sondern weil er sie aus seinen Erfahrungen und Erlebnissen vor Ort begründen kann.

Dem anregenden und flüssig geschriebenen Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

Helge Bei der Wieden

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

49. Jahrgang - Nr. 94

Göttingen

Winter 1985/86

Nachstehend veröffentlichen wir den Dankesbrief an den aus der Schriftleitung ausscheidenden langjährigen Schriftleiter Roderich Schröder

Lieber Roderich Schröder!

Dein Entschluß, von Deinem Amt als Redakteur unseres „Carolinum“ zurückzutreten, hat uns bei unserem Marburger Treffen 1985 und seitdem mit anhaltendem großen Bedauern erfüllt. Der Vorstand und sicher auch unsere vielen Leser verstehen wohl, daß Du nach zehn Jahren Schaffens mit seinen unendlichen Vorarbeiten und Korrekturen zurücktreten willst. Darum bleibt uns heute vorerst die Pflicht, Dir herzlich Dank zu sagen für Deine selbstlose Arbeit über zehn Jahre im ganzen, wie auch im besonderen für Deine persönlichen Aufsätze, zum Beispiel „Reise“ nach Griechenland 1982 und vieles andere aus Deiner Feder; wie auch Dank für die Vorbereitung und redaktionelle Korrespondenz, wofür alles Du unsern ehemaligen Carolinern zu hören und zu lesen gegeben hast.

Alles Vorgenannte will der Vorstand noch zu einer Laudatio für Dich und Deine Familie in der im Sommer 1986 erscheinenden Nummer 95 zum Ausdruck bringen. Für heute bleibt uns nur übrig zu sagen, daß Du einer der wenigen Alten Caroliner bist, die die über die 30 Jahre gewachsene Blütezeit unserer Altschülerschaft mitgetragen haben. Du hast den alten Carolinern Stunden und Tage der Freude an ihrer Zugehörigkeit zu unserer Gemeinschaft geschenkt und wie für die Vergangenheit so auch für die Gegenwart den alten Carolinergeist lebendig miterhalten.

Sei abermals bedankt, und mit Dir Deine liebe Frau, die Deine Arbeit für uns verständnisvoll begleitet hat.

Als dankbare Sprecher unserer Altschülerschaft grüßen wir Euch beide herzlich und hoffen, Dich noch manches Mal in Gesundheit wiederzusehen und Dich als Meister von Architektur und Literatur hin und wieder befragen zu dürfen!

Der Vorstand

Eine Erinnerung an 30 Jahre Carolinerschaft

Anfang Juni 1955 anlässlich des 5. mecklenburger Heimattreffens in Ratzeburg traf sich dort auf dem Platz vor dem damaligen Schützenhaus, das den Neustrelitzern als sogen. Heimatkreislokal diente, eine Reihe alter Caroliner. Darunter Ehrenfried Bahlcke, Peter Becker, Friedrich Wilhelm Groth, Ernst Haberland, Otto Rassow, Henry Pape, Dr. Adolf-Friedrich Wagner und Hans Robert Wendland. Sie hatten alle den dringenden Wunsch, nach 10jähriger Trennung von der Heimat alte Erinnerungen, vor allem auch an die gemeinsame Schulzeit wieder aufleben zu lassen. Anlaß bot auch die 150jährige Wiederkehr des Einzugs der ersten Schüler in das damals neue Carolinum in der Glambecker Straße zu Neustrelitz im Herbst 1806. Die Hundertjahrfeier auf dem Marktplatz im Jahre 1906 stand noch in lebhafter Erinnerung von Staatsminister Dr. Hustaedt. In dieser Ratzeburger Gesprächsrunde wurde spontan beschlossen, die seit 1935 von Studienrat Köhler geleitete Altschülervereinigung hier im freien Westen wieder zu begründen. Mit der weiteren organisatorischen Vorbereitung und Durchführung wurde vertrauensvoll Peter Heitmann beauftragt, der dann mit Rundschreiben die ihm vielfach zugetragenen Anschriften belieferte. Ernst Haberland und Dr. Adolf-Friedrich Wagner halfen ihm tatkräftig. Zum neuen Mittelpunkt der Carolinerschaft wurde auf Vorschlag von Dr. Hustaedt und dem Bahnexperten Ernst Haberland die Universitätsstadt Marburg gewählt, wo Peter Heitmann als ideale Tagungsstätte das Kurhotel Ortenberg ausfindig machte. Oberstudiendirektor Gustav Piehler, der seinerzeit noch in St. Peter/Nordsee wohnte, nahm sich nach einigen Besuchen bei ihm der Planungen an, die er später von Göttingen aus förderte.

P. H.

Bericht über die Hauptversammlung der Mitglieder der Altschülerschaft des Carolinum am 6. 9. 1985 im Hotel Berggarten in Marburg/Marbach

An der Hauptversammlung nahmen einschließlich des Vorstands

Dr. Adolf-Friedrich Wagner

Roderich Schröder

Michel Ludewig

Günther Jonas

Hans-Joachim Heise

51 Mitglieder der Altschülerschaft teil.

A.-F. Wagner begrüßte die Teilnehmer und gedachte der seit der letzten Hauptversammlung 1983 verstorbenen Mitglieder, besonders unseres Vorsitzenden Otto-Erich Heipertz, zu deren Gedenken sich alle von ihren Sitzen erhoben.

Michel Ludewig verlas zu Beginn der Versammlung den Kassenbericht, aus dem hervorgeht, daß die Zeitschrift als größter Titel in den Ausgaben in der bisherigen Form auch weiterhin erscheinen kann. Trotzdem bleibt bei der schwindenden Zahl der Mitglieder eine Beitragserhöhung nicht ausgeschlossen. Der Schriftleiter des „Carolinum“ Roderich Schröder erklärte, daß er nunmehr nach mehr als zehnjähriger Tätigkeit mit Rücksicht auf die Gesundheit seiner Frau mit Ablauf dieses Jahres die Schriftleitung abgeben werde, worauf er bereits vor eineinhalb Jahren hingewiesen habe. Zur Übernahme der Schriftleitung habe sich seit langem E. Lungfiel bereit erklärt. Leider aber habe dieser jetzt, unmittelbar vor der Wahl, seine Bereitschaft zurückgezogen. So stehe nun der Vorstand vor der schwierigen Lage innerhalb kürzester Frist einen Nachfolger zu gewinnen. Alle Bemühungen in dieser Richtung seien bisher ohne Ergebnis.

Ebenso laufen auch für die Übernahme des Vorsitz in der Nachfolge von O.-E. Heipertz, Bemühungen, gleichfalls ohne Ergebnis. A.-F. Wagner ist aber bereit, den stellvertretenden Vorsitz trotz beruflicher Belastung solange zu führen bis ein Nachfolger gefunden ist.

Als Kassenprüfer wird G. Köpke in Itzehoe von G. Jonas vorgeschlagen, da der bisherige Prüfer O. Putzierer wegen altersbedingter Krankheit die Prüfung nicht mehr vornehmen kann.

Als Sprecherin der ehemaligen Schülerinnen des Lyzeums wird Frau Lia Nürnberg-Rochna gewählt

Zur Zeitschrift erklärte auf diesbezügliche Anfrage R. Schröder, das Artikel, die als eine Kritik an der DDR aufgefaßt werden könnten, nur in den „Vermischten Nachrichten“ erscheinen können, da der Hauptteil nach wie vor an eine Reihe von Universitäts- und anderen Bibliotheken in der DDR im Austausch geliefert wird und diese Bibliotheken auf Anfrage sämtlich erklärt haben, daß sie den Bezug weiterhin wünschen.

Für den Ankauf des aus Privatbesitz angebotenen Ölbildes des Großherzogs Carl, gemalt von dem damaligen Hofmaler Adolf Scharenberg, wird eine Sammlung aufgelegt, zu der alle Caroliner

beizutragen gebeten werden. Das Konto wird durch unseren Kassenwart G. Jonas geführt bei der Volksbank Bückeburg, Konto-Nr. 7013 002 (BLZ 255 914 13)

Im Heft 93 des „Carolinums“ ist das Bildnis als Farbdruck erschienen. Über den endgültigen Verbleib des Bildes soll später beschlossen werden.

Schließlich wurde noch über einen interessanten und gut verlaufenen Besuch in unserem früheren Schulgebäude in Neustrelitz am Glambecker See berichtet, den wohl kaum jemand für möglich gehalten hätte. Es dient nicht mehr als Lazarett, sondern zu Verwaltungszwecken und nennt sich Haus der Offiziere für alle Waffengattungen mit Einkaufszentrum. Im alten Gymnasialteil ist eine ständige Ausstellung über den Einmarsch der Roten Armee nach Mecklenburg.

Gegen 18 Uhr war die Hauptversammlung beendet.

Treckfidel

Ernst Hamann

Allens is vergäten, wat mi Dags hett quält,
wenn uns Nawer 's Abends sin Treckfidel spält.
Musing still is worden Dörp, Hoff un Hus;
hen un her in'n Schummern schütt de Fledermus.
Ok de Sünn güng slapen, ut de Wisch stigt Dak;
sachten treckt de Kählung oewer Feld un Brak.
Un mi is so selig, as wenn nicks mi fählt,
wenn uns Nawer 's Abends sin Treckfidel spält.

Geburtstage

Die Vollendung ihres 75. Lebensjahres konnten am 17. 12. 1984 Ruth Vogeler geb. Haberland feiern, am 6. 1. 1985 Erika Steinhagen geb. Meyer-Bothling und am 16. 4. 1985 Marie-Helene Ohle geb. Beckstroem.

80 Jahre wurden in diesem Jahr am 14. 1. Hildegard Holst geb. Nahmmacher und am 4. 2. Anneliese Seifert geb. Bartels. Am 6. 6. wurde Inga Brunswig geb. Ludewig 80 Jahre, am 11. 8. Hildegard Wolter, am 30. 8. Lieselott Dannemann geb. Stein und am 12. 9. Irmgard Praefcke geb. Diederichs, sowie Hedi-Elisabeth Friedrich geb. Scheel, deren Geburtstagsdatum leider nicht bekannt ist.

Alle vorgenannten haben gemeinsam das Lyzeum zu Neustrelitz besucht.

Die Vollendung seines 85. Lebensjahres konnte der frühere Domänenpächter Ulrich Wolter am 23. 10. begehen. Er ist der Gatte von Margarethe Wolter geb. Wendland, die das Lyzeum besucht hat.

75 Jahre wird am 20. 12. unser Caroliner Theodor Knacke. Er lebt in Kalifornien und hat an unseren beiden letzten Treffen in Marburg teilgenommen.

60 Jahre wurde am 30. 7. unser Caroliner Karlheinz Gieseler. Er beging diesen Tag mit vielen Ehrungen, die ihm als Generalsekretär des Deutschen Sportbundes zuteil wurden. Hierzu schreibt Karl Adolf Scherer, einer der bekanntesten Sportpublizisten über unseren Caroliner: „Gieseler durfte als Generalsekretär und in den 5 Jahren davor als Pressereferent von Willi Daume viel erleben: Die wunderschönen Jahre des sportlichen Aufschwungs, die schwierigen Zeiten im gesamtdeutschen Sport und die spätere Entwicklung zur 20-Millionen-Bewegung. In der Sportpolitik interessiert Gieseler jedes Detail. Nicht selten wagt er sich weit nach vorn. Mit Willi Weyer kam er, durchaus nicht für olympische Fragen zuständig, bis ins Chateau de Vidy, Sitz von Juan Antonio Samaranch, und der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees sprach ein halbes Jahr später auf dem Bundestag des DSB.“

Gieseler hat immer Augenmaß für die Steuerung der Millionen-Organisation des Sports gezeigt. „Neidloser Ehrgeiz“, so sagt er selbst, treibt ihn, um Ziele war er nie verlegen. Es sieht so aus, als habe er bereits jetzt seinen festen Historischen Platz in der Sportgeschichte.“

Unser Schatzmeister Günther Jonas wurde am 12. 9. 60 Jahre. Er gehört seit einigen Jahren unserem Vorstand an und führt als Nachfolger von Michel Ludewig die Kassengeschäfte.

*Allen Jubilaren gratulieren wir an dieser Stelle herzlich
und wünschen Allzeit gute Gesundheit.*

Nachrufe

Von Arnulf Michaelis erfuhren wir, daß unser Caroliner Artur Denkinger am 4. März 1985 seinem dritten Herzinfarkt erlegen ist.

Unsere Lyzeistin Ingeborg Winkel verstarb, was wir nur durch die Rücksendung des letzten Carolinerheftes erfuhren.

Unser Caroliner Heinrich Gössler beklagt den Tod seiner Gattin, die nach kurzer Krankheit im 81. Lebensjahr verstarb. Ebenso beklagt das Mitglied unseres Freundeskreises, Herr Herbert Thielk, den Tod seiner Frau, die am 25. 7. verstarb.

Am 26. 8. verstarb völlig unerwartet unser Caroliner Heinz Joachim Ludewig in Oruro-Bolivien, wo er 51 Jahre gelebt hat. Er wird betrauert von seiner Frau, seinen Kindern und Enkelkindern sowie auch von seinen Geschwistern Inga Brunswig, Helga und Michel Ludewig.

Überraschend verstarb am 29. 9. im Alter von fast 89 Jahren Frau Margarete Neumann geb. Distelmeyer. Sie war die Gattin des verstorbenen Arztes Dr. Erich Neumann und wird von ihren 3 Töchtern betrauert. Der Chronist konnte Ende August in Niendorf/Ostsee, wo sie mit den befreundeten Neustrelitzerinnen Inge Runge geb. Albrecht und Eva Staffeldt geb. Albrecht 1 Woche verbrachte, vergnügliche und harmonische Stunden mit ihnen verbringen.

In Neustrelitz verstarb im Alter von 71 Jahren Frau Ottilde Günther geb. Schäfer. Sie war häufig bei unseren Treffen in Marburg, konnte aber zum letzten Treffen wegen ihrer Erkrankung nicht mehr kommen.

Im Alter von 89 Jahren verstarb Frau Margarethe Lachmund geb. Grobbecker. Wir erhielten diese Nachricht ohne weitere Hinweise. Zu ihrem 80jährigen Geburtstage am 17. 9. 1976 übermittelte ihr der Bischof Kurt Scharf in längeren Ausführungen die Glück- und Segenwünsche und hob ihre Verdienste hervor. Aus Platzgründen können wir diesen Gruß nicht bringen.

Am 18. 10. verstarb nach seinem 2. Schlaganfall Fritz Roth, der Gatte unserer Lyzeistin Ruth geb. Tolzien. Beide waren in all den Jahren unserer Caroliner-Treffen in Marburg anzutreffen und Fritz Roth fühlte sich zu uns Carolinern zugehörig. Nach anfänglichem Jurastudium widmete er sich aber dann dem Studium der Musik auf der Hochschule zu Weimar, wo er seine Frau Ruth kennenlernte und sie später heiratete. Sie hatten gemeinsame Berufsjahre in verschiedenen Orchestern. Kriegsdienst und Gefangenschaft unterbrachen auch seine berufliche Tätigkeit. Er machte dann in Mainz einen neuen Anfang und wirkte hier bis zu seiner Pensionierung auch wieder im Orchester. Nun im Ruhestand lebend verlebte das Ehepaar Roth schöne Jahre mit Reisen in die weite Welt. 1981 konnte es im Kreise der 4 Kinder und 10 Enkelkinder das Fest der goldenen Hochzeit feiern. Eine sehr würdige Abschiedsfeier fand in der Kapelle des Hauptfriedhofs zu Mainz und am Grabe statt.

Im Alter von 86 Jahren verstarb am 18. Okt. 1985 unser Mitglied im Freundeskreis, Herr Archivar a. D. Georg Tessin. Er war ein aufrechter Mecklenburger, der sich innerhalb der Landsmannschaft Mecklenburg große Verdienste erworben hat. Seine Fachgebiete erstreckten sich auf die Bauernforschung und die Militärgeschichte. Für seine Verdienste wurde ihm 1973 der Mecklenburgische Kulturpreis verliehen und außerdem erhielt er die goldene Ehrennadel der Landsmannschaft Mecklenburg.

Unsere Lyzeistin Käthe Rodberg geb. Ziegenspeck beklagt den Tod ihres Mannes, der am 22. 10. 1985 verstarb.

Am 13. 11. verstarb im hohen Alter unsere frühere Lyzeistin Luise Haenisch geb. Rieck. Sie war die Tochter von Prof. Rieck, den einige unserer älteren Mitschüler noch in Erinnerung haben werden. Ihr Bruder Walther Rieck war vor seinem Tode auf unseren Treffen in Marburg oft anzutreffen.

Wir verneigen uns in stiller Mittrauer

Unser Caroliner Heinz Tiedt schickte die beiden nachstehend wiedergegebenen Klassenbilder UII/1931 des Carolinums und III/1932 des Lyzeums.



Hinten: Stud.-Rat Piehler, dann Reihe 1 von hinten: K. A. Lundbeck, ?, H. Tiedt, A. Monte, Nagel, Th. Bull, Reihe 2: H. Penzel, ?, Kühn, Neumann, Raddatz, Reihe 3: ?, ?, Feilke, Ramson, ?, Nägler, Reihe 4: ?, ?, Karbe, Schenkel, Harnisch, Felhauer, Reihe 5: ?, Schliephake



Stehend hinten H. Gerlach, Dr. H. Müller
 Reihe 1 (hinten): E. Pautzke, E. Bartsch, H. Schaffrein, E. Sevecke, H. Lindstaedt, E. Lembke,
 Reihe 2: L. Holtz, S. Frecking, M. Schlie, H. Freitag, M. Cunitz, H. Berlin, Reihe 3: U. Schulz, ?,
 E. Tramp, E. Schulz, D. Frehse, H. Köhler, Reihe 4: L. Pinnow, V. Schwarz, E. Maass, K. Lange

Aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung v. 6. 7. 1985 wurde uns eine Würdigung über das Wirken von unserem Caroliner Sven von Mitzlaff durch einen Leser übermittelt, den wir auszugsweise wiedergeben:

Die Rennbahn immer im Auge

Internationale Anerkennung genießt er längst, der „preußische Gentleman“ Sven von Mitzlaff. Den engagierten Pferdetrainer, der heute in Köln mit 19 Angestellten 65 Galopper betreut, werden Tugenden wie Fleiß, Korrektheit, Souveränität, Gelassenheit ebenso zugeschrieben wie das unnachahmliche Gespür für Pferde.

Diese Eigenschaft ist ihm sozusagen auf dem mecklenburgischen Gut des Vaters vererbt worden, sie ist Familientradition. Der Vierbeiner-Leidenschaft blieb er auch nach dem Kriege treu, als er aus kleinsten Anfängen heraus – zunächst als Landarbeiter in Bayern – seine große Karriere startete. Für das renommierte Gestüt Zoppenbroich arbeitet er in Köln seit 1951. Sven von Mitzlaff errang sieben Siege im Deutschen Derby und trainierte insgesamt 1700 Sieg-Galopper. Geheimnis des Erfolgs sind Geduld und Engagement in der Arbeit und langsamer Aufbau des Pferdes. So schenkt von Mitzlaff Vertrauen und rechtfertigt das Vertrauen der Pferdebesitzer. Sicherlich auch noch in Zukunft, wenn der interessierte Leser politischer und historischer Bücher von seinem Haus auf die Galopprennbahn Köln-Weidenpesch schaut.

* * *

Im vorigen Heft brachten wir einige Erinnerungen von Musikdirektor Hugo Hoffmann. Es sei hier noch eine nette Begebenheit beim Hoboisten-Korps wiedergegeben:

Es ereignete sich ein kleines Mißgeschick unseres beliebten Hoboisten-Korps anlässlich der sonntäglichen Wachparade, die dem Schreiber des Briefes an uns in lebhafter Erinnerung blieb: Bei der Marschansage gab es wohl Unklarheiten, jedenfalls setzte die Musik, als, wie üblich, „Hoch Habsburg“ erklingen sollte, mit zwei verschiedenen Märschen ein. Der Tambourmajor, wohl Michaelis?, rettete die Situation, indem er kurz entschlossen Pfeifer und Trommler einsetzen ließ, damit die Hoboisten Zeit gewannen, sich über den nächsten Marsch zu einigen. Und das beim Übergang von der Schloßstraße auf das Gebiet des Paradeplatzes!

M. K.

* * *

Der gleiche Schreiber berichtet von einer Reise, die er im Frühjahr mit seinem Sohn nach Mecklenburg unternahm, vom 26. Mai bis 3. Juni. Hin- und Rückfahrt verliefen reibungslos. Wir waren viel unterwegs: Serrahn, Usadel (Seeadler gesehen) Prälank, Groß Quassow, Wesenberg (im Prälanker und im Weißen See geschwommen) Stargard, Waren, Neubrandenburg (in der Tollense gebadet), Mirow usw. Selbstverständlich auch im Tiergarten, in der Bürgerhorst sowie Hohenzieritz und Prillwitz. Wer erinnert sich nicht dieser vorgenannten Orte?

M. K.

* * *

Und nun sei auch noch die Schwanengeschichte von demselben Verfasser wiedergegeben, die sicherlich auch Interesse erweckt:

Schwanengeschichten beinhalten ja meistens etwas Besonderes, Außergewöhnliches. Man denke nur an die etwas anstößige Leda oder an die mit Lohengrin. Ein wahres Schwanenerlebnis aber hatten wir am Prälanker See, der so recht zum Baden einlud. Außer mir war noch ein junger Mann am Ufer, als mein Sohn ins Wasser stieg und vielleicht 150–200 Meter hinausschwamm. Dies war nun wohl garnicht im Sinne eines auf der gegenüberliegenden Seeseite bis dahin ruhig dahingleitende Schwans, der sich plötzlich wassertretend und mit hörbaren Schwingenschlägen erhob, im Tiefflug über die Wasserfläche meinen Sohn ansteuerte und regelrecht attackierte. Für den Zuschauer ein tolles Bild! Weniger für den Schwimmer, der mit Armen und Beinen um sich schlug und den Rückzug antreten mußte. Er wurde bis fast ans Ufer von dem rabiaten Vogel verfolgt und mußte sogar einige Schwingenschläge hinnehmen. Als dann bald darauf ein menschliches Paar zum Schwimmen kam, holte ich mein Fernglas aus dem Wagen, um den zweiten Akt des Schauspiels aus der Nähe zu sehen. Aber es geschah nichts, der Schwan, der wohl ein brütendes Weibchen in der Nähe hatte, blieb friedlich. Möglicherweise scheute er die Übermacht. So konnten dann auch wir Zuschauer beruhigt ins Wasser steigen. Wahrscheinlich war es für mich im idyllisch gelegenen, von mir immer besonders geliebten Prälanker See, das letzte Mal.

M. K.

Unser Caroliner Jochen Heipertz teilt uns mit, daß sich sein Sohn Dr. med. Jörg Heipertz, 38 Jahre alt, Anfang August als Facharzt für Neurologie und Psychiatrie in Bünde/Westf. niedergelassen hat. Er hat bereits voll zu tun.

* * *

Aus ggb. Veranlassung wird erneut darum gebeten die Beiträge im 1. Quartal eines Jahres an unseren Schatzmeister Günther Jonas in Bückeburg zu überweisen. Sein Konto lautet: Konto-Nr. 4667 18-301, Postgiroamt Hannover. Wir erinnern diejenigen Caroliner, Lyzeistinnen und Freunde, die etwa ihren Beitrag für 1985 noch nicht gezahlt haben, freundlichst, dies alsbald nachzuholen. Für Mitglieder beträgt der Beitrag DM 36,- und für Freunde DM 30,-.

Die kleine Stadt

von Rudolf Hagelstange

Man soll in einer kleinen Stadt
nicht ewig sitzen bleiben.

Man lebt das Leben, das man hat,
doch meist zum Zeitvertreiben.

Zwar war man klein hier, war man jung,
man trug hier den Tornister,
man liebte hier mit erstem Schwung
und haßte die Philister

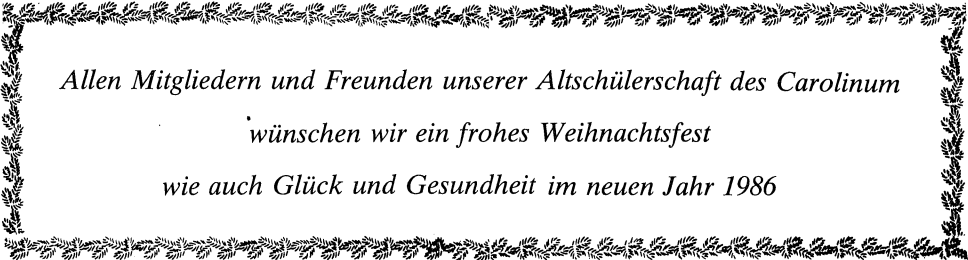
Doch kennt man jeden Stein der Stadt,
im Fensterloch die Leute,
ist man der Enge plötzlich satt
und möchte in die Weite.

Man packt die Koffer, geht zur Bahn
und kehrt der Stadt den Rücken
und läßt sich nur mal dann und wann
ein kleines Weilchen blicken.

Doch wenn man viel gesehen hat
und war weit in den Ländern
freut man sich auf die kleine Stadt
und will dort gar nichts ändern.

Man will dort nicht gebunden sein,
in Rang und Würden stehen.
Man will nur mal mit sich allein
zur Dämmerung von Stein zu Stein
still durch die Straßen gehen.

Entnommen dem neuen Buch von Rudolf Hagelstange
„Tränen gelacht“, erschienen im Paul List Verlag.
München.



Allen Mitgliedern und Freunden unserer Altschülerschaft des Carolinum

wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest

wie auch Glück und Gesundheit im neuen Jahr 1986

Von Werner Hoth deklamiert im Oktober 1906:

Der erste Schnee

von Joh. Lohmeyer

Vom Himmel fallen dichte Flocken,
da sitzt auf seinem Lieblingsplatz,
dem dürren Ast, der junge Spatz.
Und piept und zetert ganz erschrocken:
„Heda! Was kommt denn da herunter?
Das wird ja toller stets und bunter.
Ei, sagt mir eins, was ist denn das?
Schlohweiße Flöckchen, kalt und naß.
Ich bin jetzt bald acht Monde alt
und hab doch so was nie gesehen.
Wie soll ich nur das Ding verstehen?
Und immer kommt noch mehr und mehr,
weiß ist die Erde rings umher.
Die Wiesen und die Wege,
die Felder und Gehege.
Was soll denn wieder diese Neuerung?
Ist's nicht genug an Frost und Teuerung?
Wie soll man da ein Krümchen finden,
und wie das blitzt, schier zum Erblinden.
Bedeckt sind Hügel, Dorf und Wald,
und jedes Zweiglein, naß und kalt.
Man gleitet aus bei jedem Schritt,
pfui doch, da spiel ich nicht mehr mit.
Wie soll sich unsereins da noch vor Schnupfen und Erkältung hüten
Ei – solchen Unfug sollte doch, potz Blitz, die Polizei verbieten.“

Wichtiger Hinweis

Wie bereits bekannt, legt unser Schriftleiter Roderich Schröder mit diesem Heft die Schriftleitung nieder. Bisher ist es nicht gelungen einen Nachfolger zu finden. Wir wenden uns daher auf diesem Wege an unsere Mitglieder und fragen, ob sich nicht einer findet, der die Schriftleitung übernehmen möchte. Sollte jemand bereit sein, diese Aufgabe zu übernehmen, so wird gebeten, sich mit Dr. A.-F. Wagner, Jacobistraße 25, 2420 Eutin, in Verbindung zu setzen.
